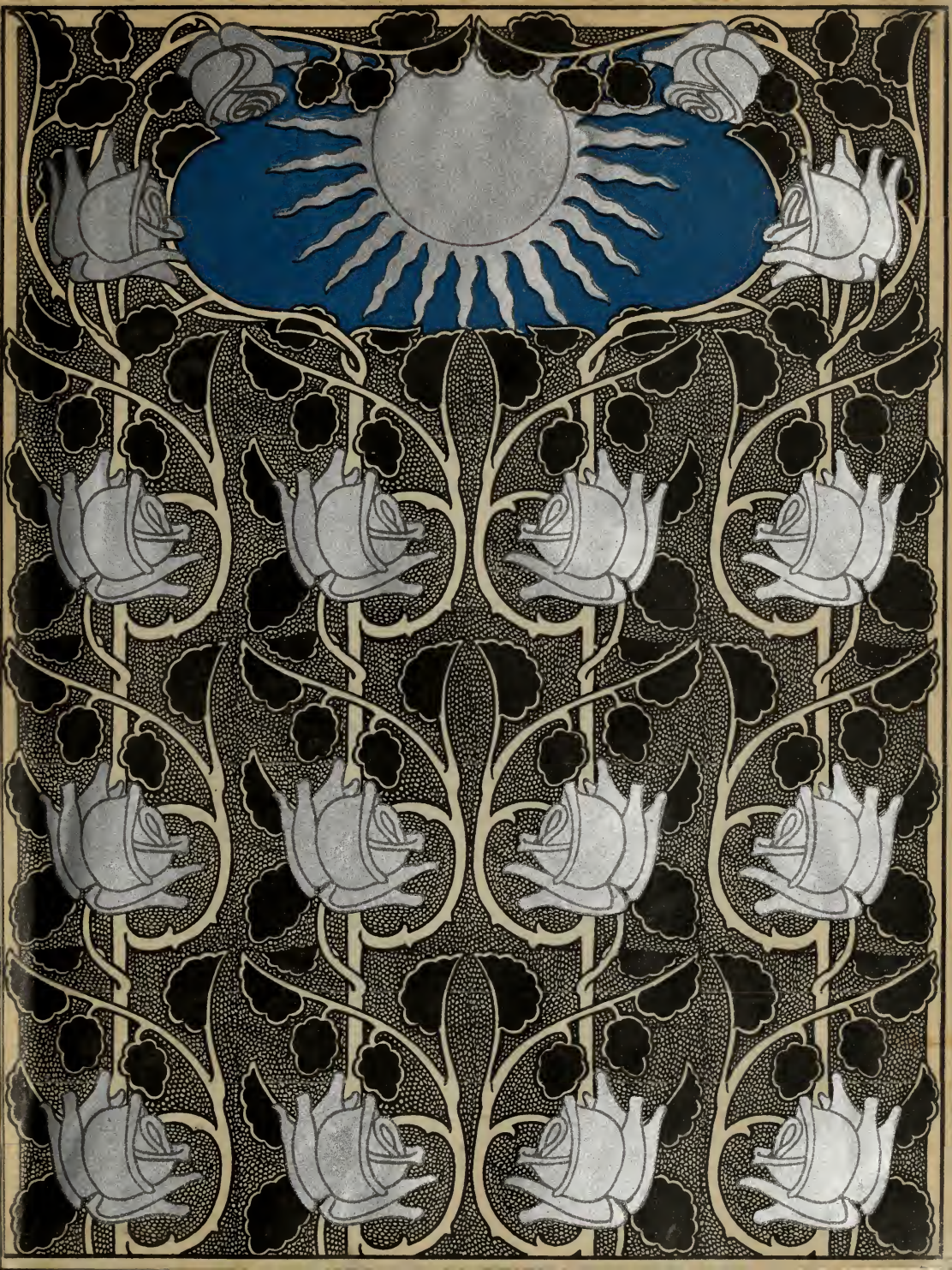
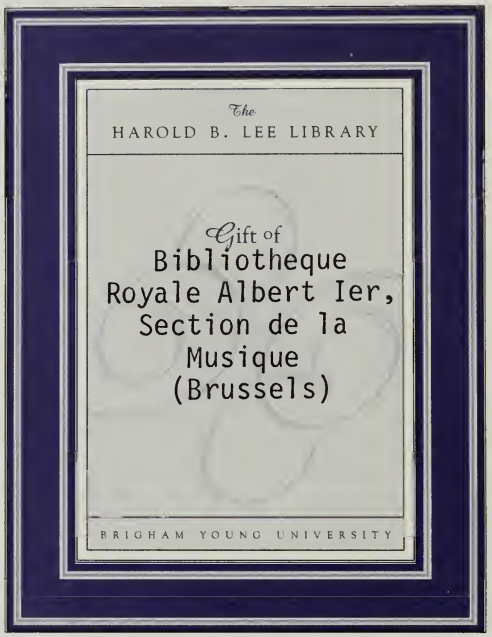
Richard Wagner
in seinen Briefen

EX
LIBRIS




The
HAROLD B. LEE LIBRARY
Gift of
Bibliotheque
Royale Albert Ier,
Section de la
Musique
(Brussels)
BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY

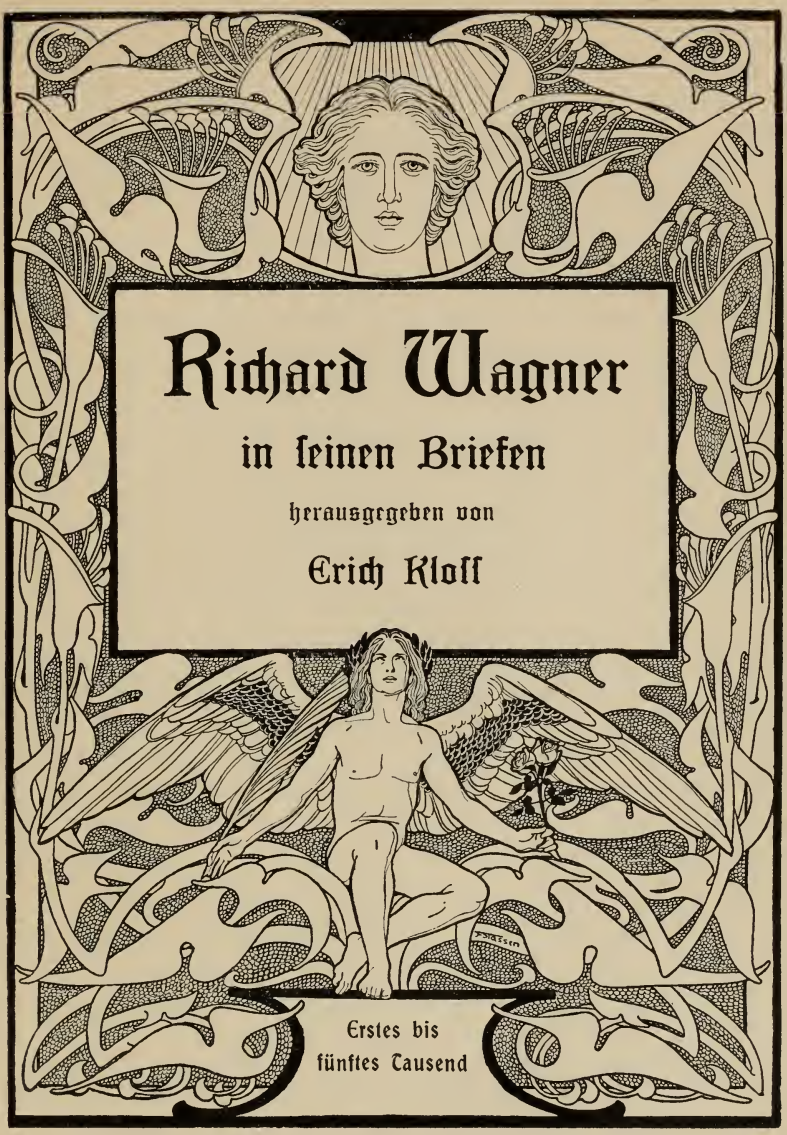
VERS LA LUMIERE
EX-LIBRIS

Bücher der Weisheit und Schönheit

Herausgeber
Jeannot Emil Freiherr von Grotthuss
Druck und Verlag von
Greiner und Pfeiffer Stuttgart

Alle Rechte
vorbehalten

ML
410
.W1
A394
1907



Richard Wagner

in seinen Briefen

herausgegeben von

Erich Kloss

Erstes bis
fünftes Tausend

HAROLD B. LEE LIBRARY
BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
PROVO, UTAH

Inhalt

	Seite
Einleitung	1
Leben, Welt, Kultur	9
Religion	29
Politik	33
Familie	37
Über die Frauen	45
Natur und Tierwelt	49
Humor	55
Über Zeitgenossen	59
Über Musik, Musiker und Theater	81
Dichter und Dichtung	95
Kunst und künstlerischer Beruf	105
Über eigne Werke	123
Festspielgedanke und Bayreuth	137

ASSOCIATION
WAGNÉRIENNE
DE BELGIQUE

Einleitung

Seit dem Erscheinen der „Briefe Richard Wagners an Mathilde Wesendonk“ und der „Familienbriefe“ hat sich das Interesse des weitesten Publikums in ungewöhnlich gesteigertem Maße auf den Meister als Menschen gerichtet. Viele, die ihn bisher nur als eine rücksichtslos um die Verwirklichung seiner künstlerischen Ideale ringende Kampfnatur zu kennen glaubten, waren jetzt erstaunt über die milden und weichen Züge und das im Grunde durchaus Friedliche seines eigentlichen Wesens, wie es sich in seinem idealen Freundschaftsverhältnis zum Hause Wesendonk und in der unendlichen Güte und Liebe offenbarte, womit er seine ihn so gar nicht verstehenden und seine Größe nicht erkennenden nächsten Verwandten umfaßt.

Freilich lagen die Wesensgrundzüge und das Seelenleben des Menschen Wagner lange vor dem Erscheinen dieser intimen Briefe vor dem Auge des Kenners klar ausgebreitet. Schon 1887/88 waren die zwei starke Bände umfassenden Briefe an Franz Liszt und die an die alten Dresdner Freunde Uhlig, Fischer und Heine sowie die an August Röckel erschienen. Hier bereits tritt uns der ganze Wagner in der unerschöpflichen Fülle seiner Liebe zu den ihm freundlich und verständnisvoll Gesinnten entgegen; hier bereits konnte man erkennen, wie unverrückbar Wagners künstlerisches Ideal feststand

ASSOCIATION WAGNÉRIENNE DE BELGIQUE

wie aber die meisten seiner Zeitgenossen diesem Ideal vollkommenste Verständnislosigkeit entgegenbrachten und seinen edlen Plänen einen Widerstand entgegensetzten, dessen Sinnlosigkeit und Hartnäckigkeit uns heute unglaublich dünken.

So erklärt sich die feindliche Stellung, welche Wagner notgedrungen der Mitwelt und besonders dem Kunstbetriebe jener Zeit gegenüber einzunehmen gezwungen war. Er war durchdrungen von der Reinheit seiner Bestrebungen: „Nur das Gefühl meiner Reinheit gibt mir Kraft. Ich fühle mich rein: ich weiß in meinem tiefsten Innern, daß ich stets nur für andre, nie für mich wirkte; und meine steten Leiden sind mir des Zeugen" — schreibt er an Mathilde Wesendonk. Daher die scheinbare Schroffheit im Ausdruck seiner Empfindungen in vielen seiner Briefe, wenn es sich um das Verstehen dieses künstlerischen Ideals handelte, in dessen Dienst er sein ganzes Leben, sein persönliches Empfinden, seine gesamte künstlerische Arbeit stellte.

Wie in seinen Schriften, so kämpft Wagner auch in seinen Briefen für das Verständnis seines Kunstideals, das im Bayreuther Gedanken gipfelt; ja seine „Briefe" stehen mit den „Schriften und Dichtungen" insofern im engsten Zusammenhang, als sie uns stets ein intim gezeichnetes Abbild seiner augenblicklichen künstlerischen Tätigkeit geben. Erscheint Wagner dort als künstlerischer und literarischer Verkünder seiner Ideen vor der weitesten Öffentlichkeit, so spricht er sich hier — in seinen Briefen an Freunde und Verwandte — je nach dem Grade ihrer Intelligenz und Aufnahmefähigkeit ganz impulsiv über seine Anschauungen und Pläne aus. Auf diese Weise erhalten die Briefe ungemein viel Unmittelbares, Persönliches, rein Menschliches; das ungeheuerlich Impulsive seiner Natur zeigt sich hier in der Ursprünglichkeit und Unbedenklichkeit des Ausdrucks. Eine Fülle von Gedanken aus allen Gebieten des Lebens, der Kunst, der Geschichte, der Kultur, der Philosophie strömt in den Briefen hernieder, und die Wirkung ist vielleicht für viele noch unmittelbarer und fortreißender als in den Schriften, wo Wagner das schwere Rüstzeug des gewissenhaft und gründlich arbeitenden Denkers ange-

legt hat, der dort einer ganzen Welt seine Gedanken in weitester Ausführlichkeit und strenger wissenschaftlicher Durcharbeitung verkündigt.

Hier wie dort aber liegt ihm einzig das Verständnis seiner Leser am Herzen. „Du glaubst nicht," schreibt er im Dezember 1850 an Theodor Uhlig, „welche undenkliche Mühe ich mir jetzt in diesem Sinne gebe, bei allen denen, die nur erst halb verstehen, das ganze Verständnis hervorzurufen: ja selbst meine Feinde, die noch gar nicht verstehen oder verstehen wollen, möchte ich zum Verständnis bringen: — und endlich freue ich mich doch nur darüber, selbst immer mehr zum Verständnis zu kommen." — Diese Sätze sind geschrieben bei Abfassung der Schrift „Oper und Drama", und in ähnlicher Weise beschäftigen sich die Briefe stets mit einer Art populärer Erklärung seiner Arbeiten — auch der großen Kunstwerke — für seine Freunde. So können wir die ganze Entstehung des „Ringes", des „Tristan", der „Meistersinger" und auch des „Parsifal" in Wagners Briefen verfolgen. Am auffälligsten verbindet sich Persönliches und Künstlerisches in den Briefen an Mathilde Wesendonk bei Abfassung des „Tristan".

Daß alles, was Wagner schuf, nur unter unsäglichen inneren und äußeren Nöten zutage trat, können wir von Anfang an in den Briefen verfolgen. Um so erstaunlicher ist sein zähes Festhalten an dem in frühester Zeit gewonnenen Lebens- und Kunstideal. Zunächst: keine Konzession an die Welt mit ihren durch und durch verdorbenen Anschauungen: „Ich bringe ja keine Versöhnung mit der Nichtswürdigkeit, sondern den unbarmherzigsten Krieg: da nun die ganze Nichtswürdigkeit in unseren öffentlichen Zuständen und namentlich auch im Gewerbe der Künstler und Literaten liegt, so kann ich nur in den Gegenden Freunde finden, die von dieser herrschenden Öffentlichkeit vollständig abliegen." Ferner: jede künstlerische Arbeit darf nur um ihrer selbst willen getan werden: „Für meine Kunst habe ich immer weniger mehr die Welt nötig; ich könnte, solange die Gesundheit mir's erlaubt, immer fortarbeiten, wenn ich auch nie etwas davon aufgeführt hörte." Ähnlich lauten viele andere Briefstellen über den Sinn seiner künstlerischen Tätigkeit, deren Möglichkeit und notwendige Ruhe der

Meister aber fast täglich seinem Schicksal abringen mußte. Denn eine bittere Klage um die Unmöglichkeit, frei von materiellen Nöten seine Werke schaffen zu können, tönt erschütternd durch sehr viele seiner Briefe. „Wenn ich denke, welchen ungeheuren Aufwand von Sorge, Ärger und Qual ich brauche, um mir von Zeit zu Zeit nur etwas freie Muße zu verschaffen, möchte ich mich eigentlich schämen, auf diese Weise mich dem Dasein immer noch aufzudrängen, da mich die Welt, genau genommen, doch eigentlich nicht will. So immer und ewig im Kampf für die Herbeischaffung des Nötigen zu sein, oft ganze lange Zeitperioden gar nichts anderes bedenken zu dürfen, als wie ich es anzufangen habe, um für eine kurze nächste Zeit mir Ruhe nach außen und das Erforderliche für das Bestehen zu erschwingen, und hierzu so ganz aus meiner eigentlichen Gesinnung treten zu müssen, denjenigen, durch die ich mich versorgen will, ein ganz anderer erscheinen zu müssen, als ich bin, — das ist doch eigentlich empörend; und dazu muß gerade ich gemacht sein wie kein andrer, um das so recht einzusehen. Alle diese Sorgen stehen demjenigen so gut und natürlich an, dem eben das Leben Selbstzweck ist, und der in der Sorge für die Herbeischaffung des Nötigen gerade die Würze für den imaginären Genuß des endlich Beschafften findet: deshalb kann auch im Grunde niemand recht begreifen, warum unsereinem das so absolut widerwärtig ist, da es doch das Los und die Bedingung für alle ist. Daß jemand einmal das Leben eben nicht als Selbstzweck ansieht, sondern als unerläßliches Mittel für einen höheren Zweck, wer begreift das so recht innig und klar?“

Diese bedeutsamen Sätze geben den Schlüssel zu den ständigen Konflikten zwischen seiner eignen Kunst- und Lebensanschauung und der der vielen, die, ob ihm näher oder ferner stehend, eine solche Auffassung mindestens für unglaublich unpraktisch, wenn nicht für gänzlich absurd und unvernünftig erklärten. Daß er bei seinen Versuchen, sich durch Aufbringung materieller Mittel für seine Kunst arbeitsfähig zu erhalten, „als ein ganz anderer erscheinen mußte, als der er eigentlich war“, spricht er hier mit deutlichsten Worten aus.

Es war ihm in tiefster Seele widerwärtig, täglich „das Erforderliche für das Bestehen erschwingen zu müssen"; immer empfand er es bitter, daß es da nicht ohne heftige Mißverständnisse und Zusammenstöße mit der Außenwelt abging. An seinen alten Freund, den Dresdner Arzt Dr. Anton Pusinelli, schreibt er: „Das ererbte Vermögen mag groß oder klein sein, so gibt es dem Menschen, der etwas Ernstes und Echtes will, einzig die nötige Selbständigkeit: mit meinem Wollen, und namentlich in der Sphäre meiner Wirksamkeit, ist die Nötigung, sich das Geld zum Leben zu verdienen, ein vollständiger Fluch. Und das haben viele und Große schon empfunden und sind daran untergegangen." Wagner ging nicht daran unter: sein unerschütterlicher Mut besiegte alle Not und allen Widerstand. Charakteristisch für Wagners Auffassung vom Zwecke des Geldes und der Kunst ist die Stelle in einem Briefe an Otto Wesendonk: „Es ist eine liebe Not mit mir: aber so viel ist gewiß, — zum Geldverdienen bin ich nicht in der Welt, sondern zum Schaffen; und daß ich *das* ungestört kann, dafür hätte nun eigentlich die Welt zu sorgen, die man bekanntlich aber nicht zwingen kann, sondern die ganz nur tut, wozu sie Lust und Laune hat . . ."

So ward Wagner notgedrungen zu stetem Kampf genötigt, während er sich im tiefsten Herzen nach weiter nichts sehnte als nach Frieden und Ruhe, um seine Werke zu schaffen, um „nur zu arbeiten, nur Künstler sein zu können". Der Widerstand der Welt nötigte ihn zu ständiger und aufreibender Abwehr, und so erscheint er dem nur äußerlichen Betrachter als der Angreifer, der harte Streiter, der rücksichtslose Verfechter seiner Ideen, während er im Grunde die weichen Züge des liebebedürftigen Künstlers aufweist, der in Frieden seine Werke schaffen möchte zur Freude und zum Nutzen der Welt, die ihn so sehr verkannte. Er charakterisiert diesen Grundzug seines Wesens mit den an Franz Liszt gerichteten Worten: „Wie ich nun einmal geworden bin, brauch' ich ein sehr weiches, sanft umschließendes Element, um mich froh zur Arbeit zu fühlen: dieses ewige Michzusammenballen-müssen gibt mir nur Trotz und Verachtung, aber keine Liebe zur Expansion, zur Produktion."

Aus der Lektüre der nachfolgenden Briefstellen wird der Leser im einzelnen erkennen, was hier nur in allgemeinen Zügen angedeutet werden konnte. Zum Verständnis der wahrhaften Wesensart Richard Wagners war dieser einleitende Hinweis nötig. In unserm Buche sind nur die bedeutsamsten Äußerungen ausgewählt aus der überreichen Fülle der unendlich weiten und tiefen Gedankenwelt, wie sie sich in seinen gesamten Briefen offenbart.

Berlin-Wilmersdorf, Weihnachten 1907.

Erich Kloss.

Die Auszüge aus den Briefen Richard Wagners sind mit gütiger und überaus dankenswerter Bewilligung des Hauses Wahnfried bezw. der Verleger folgenden Büchern entnommen:

Briefwechsel zwischen Wagner und Liszt. 1841—1861. Zwei Bände. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Richard Wagners Briefe an Theodor Uhlig, Wilhelm Fischer, Ferdinand Heine. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Briefe an August Röckel von Richard Wagner. Eingeführt durch La Mara. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Fünfzehn Briefe von Richard Wagner. Nebst Erinnerungen und Erläuterungen von Eliza Wille geb. Sloman. Berlin, Gebrüder Paetel.

Richard Wagner an Mathilde Wesendonk. Tagebuchblätter und Briefe. 1853—1871. Berlin, Alexander Duncker.

Briefe Richard Wagners an Otto Wesendonk. 1852—1870. Neue vollständige Ausgabe. Berlin, Alexander Duncker.

Familienbriefe von Richard Wagner. 1832—1874. Berlin, Alexander Duncker.

Richard Wagners Briefe nach Zeitfolge und Inhalt. Ein Beitrag zur Lebensgeschichte des Meisters. Von Dr. Wilhelm Altmann. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Bayreuther Briefe von Richard Wagner. 1871—1883. Berlin und Leipzig, Schuster & Loeffler.

Bayreuther Blätter. Deutsche Zeitschrift im Geiste Richard Wagners, herausgegeben von Hans von Wolzogen. Jahrgang 1897, 1900, 1901, 1902, 1903, 1904, 1905.

Das Leben Richard Wagners in sechs Büchern dargestellt von Carl Fr. Glasenapp. Dritte und vierte gänzlich neubearbeitete Auflage. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Leben, Welt, Kultur

An die Schwester Cäcilie Avenarius. 1860.

Suche so viel wie irgend möglich Muße zu guter Lektüre. Glaub mir, der Umgang mit lebenden Menschen kostet immer mehr, als er einbringt: man setzt da — meistens — immer zu. Das Buch eines edlen Geistes ist aber der kostbarste Freund, den man haben kann. Hier schweigt alles aufregende Interesse: die Stimme eines Abgeschiedenen, Vollendeten ruft uns Ruhe zu. —

* * *

An die Schwester Luise Brockhaus. 1861.

Lassen wir doch ja die deutsche Innigkeit und Tiefe uns nicht zu hoch zu Kopfe steigen!

* * *

An die Schwester Cäcilie Avenarius. 1862.

Wüßtest Du, wie wirklich fremd es mich anweht, wenn ich so auch aus Deinem Briefe ersehe, wie unendlich wenig Ihr von den Nöten meines Lebens wißt! Wie mir das vorkommt, wenn ich da lese, daß ich in der großen Welt und im Ruhm alles vergäße, was nicht dazu gehöre! — Wie und wo da anfangen, um eines anderen zu belehren!!

Genug, daß mein ganzer Ruhm und meine ganzen Erfolge in Deutschland mir nicht eine Stätte bereiten helfen, auf der ich mich sammeln und zu neuer Arbeit rüsten könnte.

* * *

An Theaterdirektor Joh. Hoffmann-Riga. 1839.

Selbst Noten würde ich kopieren, wenn ich nicht von dieser melancholischen Beschäftigung zu sehr für eine Verdüsterung meines Temperaments fürchten müßte.

* * *

An Franz Liszt. 1853.

Kraft und Fülle, um das Leben zu bereichern und schöpferisch zu verwenden — hat noch nie ein Mensch aus der Geduld, d. h. der absoluten Entbehrung, geschöpft.

* * *

An Franz Liszt. 1853.

Ich bedarf nur des nötigen Lebensreizes, um zu der unerläßlichen heiteren Stimmung zu gelangen, aus der mir die Motive willig und freudig hervorquellen sollen.

* * *

An Franz Liszt. 1833.

Es ist der Regen, dessen ich bedarf, wenn meine Pflanze nicht vertrocknen und eingehen soll: ich kann nur in den Extremen leben — größte Aktivität und Aufregung und — vollkommenste Ruhe.

* * *

An die Schwester Cäcilie Avenarius. 1860.

Ein voller, tiefer Schlaf ist das Himmlischste, was ich kenne: ihn mir zu bereiten, laß' ich mir oft sehr angelegen sein. Er ist mein

einziges Heilmittel! Wir brauchen nichts wie Ruhe. Wie schwer wird es aber eben unsereinem, die sich zu erhalten.

* *
*

An August Röckel. 1854.

Wenn ich den leidenvollen Zustand, in dem ich jetzt normal bin, empfinde, kann ich nicht anders, als meine Nerven für ruiniert halten; wunderbarerweise tun mir aber diese Nerven — wenn es gilt und mir schöne entsprechende Anregungen kommen — die wundervollsten Dienste, ich bin dann von einer Hellsichtigkeit, von einer Wohlempfindung des Erfahrens und Produzierens, wie ich früher es nie gekannt hatte. Soll ich nun sagen, meine Nerven sind ruiniert? Ich kann's nicht. Ich sehe nur, daß der meiner Natur — wie sie sich nun einmal entwickelt hat — normale Zustand die Exaltation ist, während die gemeine Ruhe ihr anormaler Zustand ist. In der Tat fühle ich mich nur wohl, wenn ich ‚außer mir' bin: dann bin ich ganz bei mir.

* *
*

An Franz Liszt. 1853.

Mich ekelt es, mit geistlosen Leuten über Dinge mich zu unterhalten, die sie nun und nimmermehr kapieren, weil sie einmal keine Spur künstlerisches und wahrhaft menschliches Wesen an sich haben.

* *
*

An Franz Liszt. 1853.

Ganze Menschen oder gar keine — nur keine halben; die ziehen uns — herunter; wir aber ziehen sie nie herauf.

* *
*

An Franz Liszt. 1853.

Ein — Literat kann mich nicht begreifen: nur ein voller Mensch oder wahrer Künstler.

* *
*

An die Schwester Ottilie Brockhaus. 1868.

Je weniger ich von der Welt erfahre, desto wohler wird mir überhaupt, und zur Abwehr aller Teufeleien habe ich mich durch meine festen Entschlüsse gut gestählt.

* * *

An August Röckel. 1855.

Zurückgezogenheit, schöne Natur und — Arbeit, das ist noch mein einziges Lebenselement, aus dem ich mich nicht mehr reißen lassen will.

* * *

An Mathilde Wesendonk. 1859.

So trivial es klingt, — so hat doch Schopenhauer sehr recht, wenn er als physiologisches Erfordernis für das Genie unter anderm namentlich auch einen guten Magen nennt.

* * *

An Frau Julie Ritter. 1850.

Nur deswegen habe ich so wenig Freunde, weil ich nur ganz lieben kann.

* * *

An Frau Julie Ritter. 1850.

Alle Beschlüsse unsres Verstandes, denen unser Herz nicht seinen vollen, warmen Atem einhauchte, sind willkürlich und unersprießlich; die Erfolge solcher Beschlüsse können uns unmöglich je beglücken — sondern sie sind in Wahrheit die Quelle aller unserer unerlösbaren Leiden.

* * *

An Frau Julie Ritter. 1852.

Beim Komponieren übernehme ich mich gewöhnlich, reize auch meine Frau durch das Zu-spät-zu-Tisch-Fertigwerden zu gerechter

Entrüstung, so daß ich immer mit der lieblichsten Laune von der Welt in die zweite Hälfte des Tages trete.

* *
*

An Frau Uhlig. 1853.

Der Verlust gerade dieses meiner Freunde (Theod. Uhlig. D. H.) bleibt mir für mein ganzes Leben unersetzlich.

* *
*

An Frau Uhlig. 1853.

Darf ich Sie bitten, meine Briefe an den lieben Verstorbenen (Th. Uhlig. D. H.) — falls Sie sie nicht gänzlich vernichten wollen — streng an sich zu behalten? Sie taugen für niemanden, da sie meistens der allervertraulichsten Natur sind und vieles darin eben nur von Theodor richtig verstanden werden konnte. Wollen Sie das wenige Geld, das Sie von mir durch Ihres Mannes Tod in Verwahrung bekamen, durchaus fortgeben ..., so tragen Sie es zu den armen Eltern meiner Frau ... Kommen Sie aber irgend in die Lage, meine Freundeshilfe zu bedürfen, so machen Sie mich ja so glücklich, rückhaltslos über mich zu verfügen.

* *
*

An Dr. A. Pusinelli. 1858.

Meine äußere Welt erlischt immer mehr, und ich lebe fast nur noch innerlich in höchster Zurückgezogenheit. Meine einzige Erhebung ist die Arbeit, und wenn mir dazu endlich auch die Lust ausgeht, wie es kürzlich längere Zeit der Fall war, so begreife ich wahrlich nicht mehr, warum noch leben? Ich bedarf jetzt großer Ermunterungen, um auszuhalten, und solche Erfrischungen, wie Dein Brief, sind mir daher von besonderem Werte.

* *
*

An Friedrich Schmitt. 1854.

Wenn Du wüßtest, was jetzt bei mir Arbeiten heißt! Es ist ein Fanatismus, der mich links und rechts nichts andres erkennen und beachten läßt.

* * *

An Frau Agnes Street-Klindworth. 1860.

Wie glauben Sie wohl, daß mir zumute ist, wenn ich in die Welt blicke, der ich so viel sein könnte, und auf mich, dem einfach währenddem das Dasein zur Unmöglichkeit gemacht wird? — Glauben Sie mir, die Bitterkeiten, die unsereiner empfindet, weiß noch niemand zu ergründen; und daß der Welt nicht zu helfen ist in ihrer stupiden Blindheit, — dieser Welt, der jedesmal erst die Augen aufgehen, wenn ihr Schatz verloren ist, das weiß ich: Glauben Sie mir!

* * *

An die Fürstin Pauline Metternich. 1861.

Ich brachte noch niemandem Glück, nur Sorge; ernste Sorge war das Los eines jeden, der sich mir noch teilnehmend erwies...

* * *

An Frau Eliza Wille. 1858.

Ich kenne nicht, was Familie, Verwandte — Kinder sind: meine Ehe war für mich nur eine Prüfung der Geduld und des Mitleids. — Mir ist kein Freund denklich, dem ich mich, ohne es zu bereuen, ganz mitteilen könnte; täglich erfahre ich mehr, wie eben ewig fein und grob ich mißverstanden werde, und eine innere Stimme, der Ausdruck meines echtesten Wesens, sagt mir, es sei besser, wenn ich schonungslos nach dieser Seite hin von jeder Illusion nicht nur mich, sondern auch meine Freunde befreite. —

Alle Welt ist eben nur praktisch; bei mir aber gewinnt das Ideale solche Realität, daß sie meine Wirklichkeit ausmacht, an der ich nichts gestört dulden kann. So muß ich denn endlich in meinem

sechsundvierzigsten Jahre sehen, daß mein einziger Trost die Einsamkeit sein und ich nun ganz allein stehen muß . . .

Ist die Phantasie in vollem Spiele, dann geht's, und das geistige Schaffen entschädigt, solange es ungestört vor sich geht. Aber aller Geist nährt sich doch am Ende aus dem Herzen; und wie öde steht es da um mich herum! —

— — — — — — — — — — — — — —

Ich hab' ja meine Kunst! Freilich, Freude macht mir die auch nicht, und nur Grauen kann mich überfallen, wenn ich von meiner Arbeit ab auf die Welt blicke, der sie doch angehören soll, und die sie nur in der widerwärtigsten Verstümmelung sich zu eigen machen kann!

* * *

An Franz Liszt. 1858.

In allen meinen Beziehungen zu der leidenden Welt leitet und bestimmt mich nur eines — das Mitleiden. Ich darf mich rücksichtslos ihm hingeben, da ist all eigenes Leiden überwunden.

* * *

An Mathilde Wesendonk. 1858.

Das Mitleiden erkenne ich in mir als stärksten Zug meines moralischen Wesens, und vermutlich ist dieser auch der Quell meiner Kunst.

* * *

An Mathilde Wesendonk. 1858.

Nichts läßt mich kälter als die Klage des Philisters über sein gestörtes Behagen; hier wäre jedes Mitleid Mitschuld.

* * *

An Mathilde Wesendonk. 1860.

Es gibt gewiß keinen Menschen, der weniger Freude, Genuß oder nur Erfrischung, ja vorübergehende Anregung irgendwelcher Art

hätte, als ich. Was ich tue und treibe, nie kommt auch nur für einen Augenblick dabei in Betracht, mir einen Genuß, eine Annehmlichkeit zu bereiten, schon weil ich immer bestimmter einsehen lernte, daß das Gesuchte nie eintraf und stets in das Gegenteil umschlug.

* * *

An Theodor Uhlig. 1851.

... In dieser ganzen weiten Welt habe ich nicht einen Fuß breit Boden, um auf ihn als ganz das treten zu können, was ich nun einmal bin.

* * *

An Dr. A. Pusinelli. 1843.

Da mir immer alles von Herzen kommt, möchte ich gern auch sorglos sein können. Ach, wenn man wüßte, wie sehr diese Sorgen den reinen Kern des Künstlerlebens verkümmern! Daß wir Künstler und Pfiffikus zu gleicher Zeit sein müssen, das raubt der Welt gewiß manches arglos Schöne.

* * *

An August Röckel. 1853.

Könnte ich ein richtiger Egoist werden, mir wäre geholfen.

* * *

An Mathilde Wesendonk. 1863.

Sagen Sie nicht, daß ich ein „helfeloser" Mann sei. Dafür, wo niemand allerdings mir helfen kann, kann ich mir jetzt selbst und allein helfen: — aber wo die Mitwelt mir helfen könnte, das wird die Nachwelt — vermutlich sehr bald — einsehen. Da wird's offen stehen, wie leicht mir zu helfen gewesen wäre, und was sie gewonnen haben würde, wenn mir meine letzten guten Schaffensjahre nicht so elend verkümmert worden wären.

* * *

An Theodor Uhlig. 1852.

Keine Kur der Welt vermag da etwas, wo nur eines helfen würde, nämlich, wenn ich ein andrer wäre, als der ich bin. Der eigentliche Grund meines Leidens liegt in meiner außerordentlichen Stellung zur Welt und zu meiner Umgebung, die mir nun einmal keine Freude mehr machen können: alles ist für mich Marter und Pein — Ungenügendheit! Was haben mich wieder auf dieser Reise, in der wunderbaren Natur die Canaillen von Menschen geärgert: immer muß ich mich mit Ekel von ihnen zurückziehen, und doch — sehne ich mich so nach Menschen; — aber dieses Luderpack! Pfui Teufel!! —

Herrliche Weiber gibt's hier im Oberland: aber nur fürs Auge; alles ist angefressen von wütender Gemeinheit.

Liszt hat mir 100 Taler aufs Holländerhonorar geschickt: die verreise ich jetzt; jeder Tag kostet mich eine Nummer der Oper.

* * *

An Franz Liszt. 1856.

Was unsereines im Umgang mit heterogenen, gänzlich uns fremden Menschen sich aufopfert, welche Leiden und Martern uns hieraus erwachsen, das kann kein anderer auch nur annähernd empfinden; diese Qualen sind um so größer, als sie eben von niemand sonst begriffen werden, und weil die uns abgelegensten Menschen wirklich glauben, wir wären eigentlich doch nur ihresgleichen, denn sie verstehen eben gerade nur so viel von uns, als wir wirklich mit ihnen gemein haben, begreifen aber nicht, wie wenig, — wie fast gar nichts dies von uns ist!

* * *

An Franz Liszt. 1851.

Hast Du noch rechte Lust zum Leben unter dem majestätischen Volke der Philister, das jetzt die Welt beherrscht? — Ach, haben wir Phantasie, dann geht es wohl schon noch zur Not! — —

* * *

An Mathilde Wesendonk. 1858.

Ich weiß, daß alles Erhabene in der Welt unglücklich sein muß.

* * *

An Mathilde Wesendonk. 1858.

Das Höchste gewinnt sich nur durch Mäßigung.

* * *

An Otto Wesendonk. 1858.

Lieber Wesendonk!

Mein letztes Wort an Ihre Frau war mein Segen zur Erziehung Ihrer Kinder.

* * *

An Mathilde Wesendonk. 1859.

Ich will Plato vornehmen; ein Blick hinein tat mir sehr wohl. Man soll durchaus nur immer mit den Edelsten umgehen; alles übrige ist Erniedrigung und tausendfach abgeschwächte Ableitung vom Urquell.

* * *

An Mathilde Wesendonk. 1860.

Es ist unglaublich, welche Verwüstungen seines Daseins man ertragen kann. Was übrig bleibt, müßte ein jammervoll Kleines sein, wenn es nicht ein erhaben Großes sein könnte. In guten Augenblicken darf ich mir mit dem Großen schmeicheln: was ist Größeres, als volles Aufgeben alles Glücks für die ganze Breite des Daseins und Beschränkung auf einzige Augenblicke? Sicher ist nur das Gemeine, breit lebend und eindringlich: das Edle nur Kraft des Widerstandes; nichts Bejahung, alles Verneinung. —

Und nun der Künstler? — Der arme Tor! Der ist so recht der Narr seines eignen Bewußtseins: aber er ist eben sehr künstlich so gemacht, den ewigen Widerstreit auszuhalten. Ja, immer im Widerstreit sein, nie zur vollsten Ruhe seines Innern zu gelangen, immer gehetzt, gelockt und

abgestoßen zu sein, das ist eigentlich der ewig brodelnde Lebensprozeß, aus dem seine Begeisterung wie eine Blume der Verzweiflung hervortreibt. —

* * *

An Otto Wesendonk. 1861.

Wenn ich noch irgend Heimgefühle habe, so beziehen sie sich dahin, wo ich mich einst so wohlbehütet fühlte.

* * *

An die Nichte Klara Brockhaus. 1851.

Wenn mir irgendwoher nur ein Finger wirklicher bedingungsloser Liebe gezeigt wird, da greife ich wie besessen nach der ganzen Hand, ziehe womöglich an ihr den ganzen Menschen zu mir heran, und wenn's geht, geb' ich ihm dann so einen ganz herzhaften Kuß, wie ich ihn Dir jetzt gern geben möchte. Siehst Du, so sind wir Verrückten nun einmal, die sich Gott weiß was um Ruhm, Ehre und Reichtum kümmern! Ein heiteres Kind mit vollem Herzen und klarem Kopfe, wie Du, ist uns lieber als alles das, wornach die Gescheiten und Klugen mit Kummer und Sorgen, Schweiß und Angst jagen, als ob sie eigentlich verrückt wären.

* * *

An Otto Wesendonk. 1857.

... Wollen Sie nun wissen, wie ich heute die — wirklich ganz unverhoffte — Nachricht des Gelingens Ihrer Bemühungen um dies Grundstück aufnahm? — Eine tiefe, tiefe Ruhe bemächtigte sich meiner; bis auf den Grund meines Wesens wurde ich von einer wohltätigen Wärme erfaßt, ohne die mindeste Aufwallung zu erregen. Aber es ward mir auf einmal so sonnig hell vor den Augen, daß ich die ganze Welt ruhig verklärt vor mir liegen sah, bis mir eine ernste Träne dieses Bild in tausend wunderbaren Brechungen zeigte. Liebster, ich habe so etwas eben noch nicht erlebt! Eine so gründlich fördernde Macht der Freundschaft ist eben noch nie in mein Leben eingetreten,

und was ich nun empfand, war nicht eigentlich die Freude über das erworbene Gut, sondern die herrliche Wärme, die mir das Gefühl Eurer Freundschaft gab, das Bewußtsein, getragen zu sein, was plötzlich jeden Druck, jede Last von mir nahm. — O ihr guten, lieben Menschen! Was soll ich Euch sagen? Wie mit einem Zauberschlage ist plötzlich alles um mich her anders! Alles Schwanken hat ein Ende: ich weiß, wo ich nun hingehöre, wo ich weben und schaffen, wo Trost und Stärkung, Erholung und Labung finden soll, und kann nun getrost allen Wechselfällen meiner künstlerischen Laufbahn, Anstrengungen und Mühen entgegensehn, denn ich weiß, wo ich wieder Ruhe und Erfrischung finde, im wirklichsten Sinne an der Seite, im Schoße der rührendsten, treuesten Freundschaft und Liebe! O Kinder! Ihr sollt dafür mit mir zufrieden sein — gewiß, das sollt Ihr! Denn für dieses Leben gehöre — ich Euch, und meine Erfolge, ja meine Heiterkeit und Produktivität sollen mich freuen, ich will sie pflegen und lieben, um Euch damit Freude zu machen! —

* * *

An die Nichte Franziska Wagner. 1852.

Gegen mir Gleichfühlende bin ich entgegennehmend und unumwunden wie ein Kind; gegen solche aber, die mich nicht verstehen und nicht verstehen wollen, bin ich ganz entsetzlich stolz.

* * *

An die Nichte Franziska Wagner. 1852.

Nur das Unwillkürliche, Unerzwungene kann mich erfreuen.

* * *

An die Nichte Franziska Wagner. 1852.

Bedenke, daß mir nichts mehr Freude machen kann, als was echt ist.

* * *

An Eliza Wille. 1864.

Wenn mich eines in meinem Leben unheilbar trostlos verstimmt und betrübt hat, ist dies eine Eigenschaft der „Welt", gegen welche unsereines eben gar nichts vermag. Das ist der Dünkel der Philisterseele auf ihre „praktische Klugheit" und die oft gemütlich lächelnde Anmaßung, den seltenen, unbegriffenen, tiefen Geistern gegenüber einzig klug und weise zu sein . . .

Das müssen wir uns nun gefallen lassen, daß die Welt, die wir sehr wohl begreifen, uns nicht begreift und unser unpraktisches Wesen zu bemitleiden sich erlaubt. Wenn dies Verhältnis aber auf das Gebiet der Moralität hinübertritt, der Philister sich für einzig sittlich hält, bloß weil er die wahre Sittlichkeit gar nicht begreift und gar kein Gefühl dafür hat, wird uns die Nachgiebigkeit und das ironische Zugeständnis des Rechthabens auf der andern Seite schwierig. Wenn aber gar ein weibliches Gemüt allen Instinkt der Liebe so vergißt, daß sie von dieser philister-sittlichen Ansicht aus den Gegenstand ihrer Liebe beurteilt, bemitleidet und — ermahnt, so ist es nicht mehr zum Aushalten. Es ist mir zum strafenden Schicksal geworden, mein eigenes Weib (die erste Gattin Minna, geb. Planer. D. H.) durch übergroße Nachgiebigkeit in der Weise verwöhnt und verzogen zu haben, daß sie endlich in sich selbst allen Halt zu einigem Gerechtwerden gegen mich verlor.

* * *

An Dr. Anton Pusinelli. 1869.

Auf — Glück sehe ich es für dieses Leben nicht mehr ab. Ich leugne nicht, daß mir die Einsamkeit oft sehr schwer wird, daß mir der Gedanke des trauten Umganges mit einem sympathischen weiblichen Wesen oft schmeichelnd ankommt und ich traurig auf den öden Rest meines Lebens blicke. Dennoch habe ich an eine eigentliche Scheidung von meiner Frau nie ernstlich gedacht. Alles, was ich ersehne, kommt nicht mehr vom Begehren, sondern: Ruhe, Ungestörtheit, möglichstes Vergessen verlange ich noch einzig. Ich würde auch diesen Wunsch zum Opfer bringen, wenn ich glauben dürfte, dadurch

meiner Frau ein angenehmes Leben bereiten zu können. Die Erfahrung hat dies nun als durchaus gegenteilig nachgewiesen und — von diesen Versuchen glaube ich nun wenigstens bestimmt ablassen zu müssen.

* * *

An Dr. Anton Pusinelli. 1864.

Mariafeld bei Meilen, Kanton Zürich (Schweiz), 3. April 1864.

(Einen Monat vor der großen Wendung in Wagners Leben: der Berufung durch König Ludwig von Bayern. D. H.).

Es gibt eine Grenze für alles Leiden, — und ich bin hart daran. Denn alles Glück hat mich gänzlich verlassen. Lebwohl! Sei von innigstem Herzen gegrüßt!

* * *

An Dr. Anton Pusinelli. 1864.

Du hast recht, lieber, vielbewährter Freund, wenn Du auch mir zu der neuen Lebenswendung Glück wünschest, was mir widerfahren ist, hat noch nie so schön und bedeutend sich ereignen können. Das Schicksal hat mir den verkörperten Genius meiner Kunst in das Leben gerufen, der sich meines Ideals bemächtigt, um es mit königlichem Willen zu verwirklichen.

Alles hierauf Bezügliche ist schön und bewunderungswürdig. Daß mein rein menschliches Leben und Ergehen großen Beschwerden und Mühsalen noch ausgesetzt bleibt, muß ich zu ertragen suchen. Wenn nur das eigentliche Ziel meines höheren Daseins erreicht wird!

* * *

An Ferdinand Heine. 1868.

Mein zukünftiges und letztes Gedeihen hängt davon ab, daß meine Lebenseinrichtung als auch demzufolge mein Naturell zu größerer Ruhe und Entfernung von Aufregung hingeleitet werden. Sprechen, Briefeschreiben, Geschäftskonfusionen — das sind meine

Lebensfeinde: ungehindertes ruhiges Schaffen und Arbeiten sind dagegen meine Lebenserhalter.

* *
*

An Theodor Uhlig. 1852.

Allem geistigen Leben und Produzieren vollständig Valet zu sagen ist für mich der erste Quell zu neuen Beunruhigungen und Leiden.

* *
*

An Franz Liszt. 1853.

Immer mehr gewinne ich die Überzeugung, daß Leute wie wir sich eigentlich immer unwohl befinden müssen, außer in den Augenblicken, Stunden und Tagen produktiver Aufregung: dann genießen und schwelgen wir aber auch mehr wie jeder andere Mensch.

* *
*

An Franz Liszt. 1855.

Wie ich nun einmal geworden bin, brauch' ich ein sehr weiches, sanft umschließendes Element, um mich froh zur Arbeit zu fühlen: dieses ewige Mich-zusammmenballen-müssen zur Abwehr gibt mir nur Trotz und Verachtung, aber keine Liebe zur Expansion, zur Produktion.

* *
*

An Franz Liszt. 1857.

Ich bin nur etwas, wenn ich ganz konzentriert sein kann; jede Zerstreuung ist mein Tod. —

* *
*

An Theodor Uhlig. 1852.

Die Beschäftigung mit der Kunst par distance ist mein Tod.

* *
*

An die Schwester Klara Wolfram. 1868.

Das viele Sprechen mit vielen Personen ist es, was mich stets fieberhaft aufregt und ermüdet: das kommt wohl mit daher, daß ich an keinem Hauptorte mich je zu einer anhaltenden Verkehrstätigkeit fixieren konnte, und nun, wohin ich komme, immer als ein Fremder begafft und ausgefragt werde, was mich in leidenschaftlich ärgerliche Aufregung versetzt, namentlich da niemand sich doch die Mühe gibt, mich und was ich schaffe und wirke, genau kennen zu lernen, und jeder daher immer nur an mir wie an einer Kuriosität herumtappt.

* * *

An Theodor Muncker. 1872.

Gewiß ist es unnötig, Ihnen zu bezeugen, in welch hohem Grade Ihre lieben Briefe mich erquickt und gestärkt haben. Eine größere Sehnsucht als für die Erfolge meiner künstlerischen Wirksamkeit nähre ich seit lange nach einer beruhigenden bürgerlichen Niederlassung, in welcher ich meine so ungemein angestrengten Seelenkräfte einigermaßen durch freundliche Ausspannung zu stärken vermöchte, und dies um so mehr jetzt, wo mir, im späteren Alter, die erhabene Gunst eines unvergleichlich beglückenden Familienlebens gewährt ist.

* * *

An Frau Julie Ritter. 1859.

Wer nur noch lebt, weil selbst das höchste, selbstempfundene Leiden sich ihm immer wieder als neu zu schaffendes Kunstwerk vorführt, der braucht die Aufmunterung der Welt, ja selbst seiner eigenen Kunst nicht mehr.

* * *

An Dr. Pusinelli. 1870.

Es hat mit diesem meinem Leben eine höchst sonderbare Bewandtnis. Wer es genau durchgeht, muß finden, daß in ihm nur ein Bedürfnis, ein Trachten sich ausspricht, nämlich: Ruhe und Un-

gestörtheit zu finden, allerdings mit einigem Behagen ausgestattet, wie es dem künstlerischen Schaffen nötig ist. Dagegen stellt sich nun der äußere Verlauf meines Lebens so dar, daß der auf Abenteuer allerversessenste Sonderling es sich nicht unruhiger und wechselvoller hätte gestalten können. Die Gründe dieser widerspruchsvollen Erscheinung stellen sich dem Aufmerksamen bald deutlich heraus: sie sind idealer und realer Art. Im ersteren Sinne liegen sie in meiner speziellen Kunsttendenz, weil ich — gerade als „Opernkomponist" — dem allertrivialsten Kunstwesen für meine Lebenstätigkeit zugeteilt bin, und gerade hier ein Kunstwerk zu verwirklichen im Sinne habe, welches alle übrigen Kunstgattungen durchaus überbietet. Die realen Gründe zeigen zwei Haupthemmnisse meines Lebens: meine absolute Vermögenslosigkeit und meine zu frühe, so sehr ungeeignete Heirat. Die Besitzlosigkeit war jedenfalls das Allerübelste. Das ererbte Vermögen mag groß oder klein sein, so gibt es dem Menschen, der etwas Ernstes und Echtes will, einzig die nötige Selbständigkeit: mit meinem Wollen, und namentlich in der Sphäre meiner Wirksamkeit, ist die Nötigung, sich das Geld zum Leben zu verdienen, ein vollständiger Fluch. Und das haben viele und Große schon empfunden und sind daran untergegangen. Ich bin überzeugt, daß ein auch nur mäßiger Vermögensbesitz mich für das Äußere meines Lebens durchaus stabil gemacht und jede Unruhe von mir ferngehalten hätte. Das vollkommene Gegenteil machte auch mich jedoch gegen den Wert des Geldes gleichgültig, gleichsam als hätte ich gewußt, daß ich doch eigentlich nie Geld mir „verdienen" könnte. An den Folgen hiervon habe ich, bei meiner anderweitigen idealen Lebenstendenz, unsäglich zu leiden gehabt.

* * *

An Friedrich Feustel. 1880.

Mein eigenes Leben ist mir in den letzten Jahren wie umnachtet vorgekommen: der graue Himmel, der fast unausgesetzt in der Heimat auf uns drückte, hat, wie meiner Gesundheit, so auch meinem geistigen Empfinden sich eingeprägt. Hätte ich endlich nicht die unschätzbare Tröstung des Besitzes einer mir so teuren Familie, um-

geben von wenigen, aber selten anzutreffenden Freunden, noch gewonnen, so könnte ich mir nicht vorstellen, aus welchem Grunde ich irgend noch an die Pflege meines Lebens denken würde.

Meine Hoffnungslosigkeit für Deutschland und seine Zustände ist durchaus vollständig: und hiermit ist etwas gesagt, denn als ich dereinst mit vollem Bewußtsein in die mir eigene entschiedene Richtung eintrat, schrieb ich auf meine Fahne: „Mit Deutschland stehen oder fallen!"

So kann denn auch dieser so aufwandvolle Aufenthalt in Italien durchaus nur eine klimatische Bedeutung für mich haben: selbst dies unglaubliche Neapel mit allem Leben und Leben darin kann für mich nur ein Schauspiel zum Zweck der Zerstreuung, des Vergessens sein; worin selbst es mich nicht einmal wahrhaftig unterstützen kann, da sich das ganze Elend unserer Zivilisation in tausend Erscheinungen des Elends, der Roheit und des Lasters immer von neuem sich an mich herandrängt.

. . . ich muß Ihnen anvertrauen, daß der Gedanke, mich mit meiner Familie, meiner Idee und meinen Werken für alle Zeit gänzlich in Amerika niederzulassen, sehr ernstlich in mir Wurzel faßt. Habe ich einzig zu bedauern, nicht bereits längst mir einen frischeren und kräftig treibenden Boden für die Zukunft meiner Werke sowie meiner Familie ausgewählt zu haben, so kann mich meine tiefe Überzeugung vom Verfall der europäischen Kultur nur dazu antreiben, desto ernstlicher und entschiedener noch jetzt diesen Ausweg zu beschreiten.

* * *

An Dr. Heinrich v. Stein. 1882.

Ich las soeben wieder Ihren Aufsatz über Rousseau durch, und es regt mich zunächst der „Erziehungsgedanke" wieder besonders lebhaft an . . . Täglich beraten wir, und nun denken wir, wenn man den Knaben (Siegfried Wagner. D. H.) doch so erziehen lassen könnte, daß dieselbe Erziehung auch mehreren andern guten Knaben zugute komme, und aus der Vermehrfachung ein guter Kern für die Zukunft zu bilden möglich wäre. Ich habe Lust, in einem offenen Briefe an Sie

für die „Bayreuther Blätter" eine Aufforderung zu erlassen, welcher gemäß etwa sechs oder zehn vernünftige Eltern von Söhnen von zwölf bis vierzehn Jahren diese zur gemeinsamen Ausbildung uns nach Bayreuth schicken sollten. Überlegen Sie sich, was ich damit im Sinne habe, und teilen Sie mir Ihre Gedanken mit. Ich würde gern es mir wo anders absparen und die kleine Volksschule so gut ausstatten, daß jeder — und auch vor allem Sie — es dabei aushalten könnten . . .

* * *

An Ernst von Weber. 1879.

Mein Sohn soll werden und lernen, was er Lust hat; und dazu werde ich ihn anhalten, soviel von der Chirurgie zu erlernen, daß er Menschen und Tieren erste Verbände anlegen kann und etwas mehr als sein Vater — sich gegen den Anblick des physischen Leidens stähle. Dem moralischen Leiden gegenüber habe ich mir mehr Mut gewonnen . . . Das große Wort des Brahmanen „Das bist du" zu allernächst bei dem Hinweis auf die Tiere dem Menschen zuzurufen, ist notwendig, wenn es auch in unsrer alttestamentarisch verjudeten modernen Welt schwer eingänglich zu machen sein wird. . . .

* * *

An Franz Schott. 1874.

Zähe Gesundheit und hohes Alter mit frischem Geiste hat das Schicksal mir zuversichtlich vorbehalten, damit doch einmal einer das durchsetze und erlebe, wozu man in Deutschland zweier Menschenalter bedarf. Außerdem habe ich einen Sohn noch zu einem tüchtigen Kerl zu machen.

Religion

An Mathilde Wesendonk. 1855.

Alle (indischen Sagen) sind schön: aber — Sawitri ist göttlich, und wollen Sie meine Religion kennen lernen, so lesen Sie Usinar. Wie beschämt steht unsre ganze Bildung da vor diesen reinsten Offenbarungen edelster Menschlichkeit im alten Orient!

* * *

An August Röckel. 1855.

Die der höchsten Erkenntnis entsprechendste Sprache hat jedenfalls jener indische Buddha geredet: das neueste Studium des Orients hat uns jetzt die Schuppen von den Augen genommen für die Beurteilung dieser Erscheinung, die wir vorher nur in der widerlichsten Entstellung der jetzigen indischen Volksreligion kennen. Will man die höchste Erkenntnis in populäre Bilder bringen, so ist dies nicht anders möglich als in der reinen, ursprünglichen Lehre des Buddha, und namentlich die Lehre von der Seelenwanderung zur Anleitung eines rein humanen, sympathievollen Lebens, namentlich auch mit Rücksicht auf die erkenntnisreiche Tier- und Pflanzenwelt, gewiß die glücklichste Erfindung eines erhabenen, mitteilungsbedürftigen Geistes.

* * *

An August Röckel. 1855.

Die meisten wissenschaftlichen Forschungen haben es als ganz unwiderleglich begründet, daß der ursprüngliche Gedanke des Christentums seine Heimat in Indien hat: die ungeheure Schwierigkeit, ja Unmöglichkeit, diesen reinen, durchaus weltverachtenden und dem Willen zum Leben abgewandten Gedanken auf den fruchtlosen Stamm des Judentums zu pfropfen, hat einzig alle die Widersprüche verursacht, die bis heute das Christentum so traurig entstellt und fast unkenntlich gemacht haben.

* * *

An Mathilde Wesendonk. 1859.

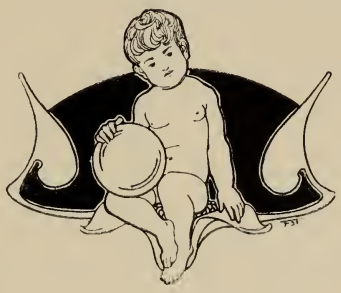
Heute morgen trieb sich der liebe Gott persönlich hier auf den Straßen herum. Es war Fronleichnamsfest, die ganze Stadt machte Prozession vor den leeren Häusern, angeführt von den Pfaffen, die sich dazu sogar goldene Schlafröcke angezogen hatten. Doch wirkte der Zug der Kapuzinermönche sehr ergreifend: mitten in diese unsäglich widerliche Flitterreligionskomödie auf einmal dieser ernstmelancholische Zug. Ein Glück, daß ich sie nicht zu nah sah. Doch sind mir schon einmal ein paar einfältige, aber ehrwürdige Physiognomien in den hiesigen Kapuzen begegnet. Auch das Kruzifix fesselt mich stets. Gestern abend, als die Schlauen schon wußten, daß wir heut' schön Wetter haben würden, mußten die Kinder in den Kirchen darum beten. So war auch dieser wundervolle, wolkenlose Morgen eigentlich nur eine Komödie.

* * *

An Ernst v. Weber. 1879.

In Betracht unserer gesetzlich geregelten staatsbürgerlichen Gesellschaft hat es mit der Erfüllung des Gebotes unseres Erlösers: „Liebe deinen Nächsten als dich selbst" eine recht peinliche Bewandtnis. Unsere Nächsten sind gewöhnlich nicht sehr liebenswert, und in den

meisten Fällen werden wir durch die Klugheit angewiesen, den Beweis der Liebe des Nächsten erst abzuwarten, da wir seiner bloßen Liebeserklärung nicht viel zuzutrauen berechtigt sind. (Genau betrachtet ist unser Staat und unsere Gesellschaft nach den Gesetzen der Mechanik so berechnet, daß es darin ohne Mitleid und Nächstenliebe ganz erträglich abgehen solle.)



Politik

An Ernst Kossak. 1847.

Bester Freund, was ist all unser Hineinpredigen in das Publikum? Hier ist ein Damm zu durchbrechen, und das Mittel heißt Revolution. Die positive Basis muß gewonnen werden; was wir für gut und recht halten, das muß das Gegebene, Feste und Unabänderliche werden; dann löst sich das jetzt herrschende Schlechte von selbst zur albernen, leicht besiegbaren Opposition auf ...

* * *

An Prof. Wigard (sächs. Abg. zur Frankf. National-Vers.). 1848.

1. Der bisherige Deutsche Bundestag ist aufgehoben; das Parlament schließt somit die einzige konstituierende Gewalt in sich, sowie die Befugnis, die exekutive Gewalt provisorisch aus ihrer Mitte als Ausschuß zu ernennen. 2. Sofortige Einführung der Volksbewaffnung nach dem uns bekannten Modus. 3. Schutz- und Trutzbündnis mit Frankreich. — Diese drei Maßregeln werden hinreichend sein, dem unausweichlich nötigen Kampf eine bestimmte Richtung zu geben; in jeder Stadt werden sich die zwei bestimmten Parteien herausstellen: die Frankfurter (deutsche) und die Spezial-Regierungspartei. So kommt die Sache zum Ausschlag. Der vierte Schritt

sei nun: Territorialfrage der deutschen Staaten. Hat die Frankfurter Versammlung die Aufgabe, eine Deutschland einigende Verfassung zustande zu bringen, so muß sie zunächst die Hand an die Ungleichheit der deutschen Binnenstaaten legen; sie muß eine Kommission niedersetzen, welche nach dem Grundsatz, Staaten unter 3 und über 6 Millionen nicht mehr zuzulassen, eine vernünftige und naturgemäße Herstellung des deutschen Staatenbestandes in Vorschlag bringen soll. Da ist endlich der entscheidende Moment, ohne dessen Herbeiführung all unser Werk Flickwerk sein würde. Nun hängt es von dem Benehmen der Fürsten ab, welches Los sie sich bereiten wollen. Beginnen sie feindselig, protestieren sie, so sind sie samt und sonders in Anklagezustand zu versetzen, und die Anklage gegen sie ist auf völlig historischer Basis zu begründen. Erst wenn diese Frage entschieden, wenn diese Kämpfe durchgefochten sind, möge die Versammlung an die Verbesserungsarbeit gehen; denn diese kann nicht eher vorgenommen werden, als bis wir reinen Boden haben. Wie nutzlos würde eine Verfassung dem jetzigen Zustand gegenüber sein! Das Parlament muß die einzelnen Staaten erst noch revolutionieren, und das wird es durch seine ersten Dekrete tun; denn durch Dekrete erhalten die Parteien den nötigen Anhalt, der ihnen jetzt fehlt. Könnten Sie meiner Ansicht sein und demgemäß alle Kräfte aufbieten, in diesem Sinne die Versammlung zu leiten, so wäre Ihr Verdienst unsterblich. Nichts Sanfteres führt zum Ziele! Alles Heil wünscht Ihr ergebner Richard Wagner.

* * *

An August Röckel. 1854.

Gewiß wirst Du mir selbst recht geben müssen, wenn ich z. B. dem „Robespierre" die tragischste Bedeutung, die er bisher für Dich hat, nur sehr bedingt, fast gar nicht zugestehe. Dieser Typus ist mir ebenso höchst unsympathisch, weil ich in den nach ihm gearteten Individualitäten nicht eine Ahnung von dem eigenen Inhalte des Strebens der Menschheit seit ihrer Entartung von der Natur entdecken kann. Das Tragische Robespierres besteht eigentlich in der unglaub-

lichen Jämmerlichkeit, mit der dieser Mensch am Ziele seiner Machtbestrebungen, gänzlich ohne Wissen davon dastand, was er denn nun eigentlich mit dieser gewonnenen Macht anfangen soll. Er wird nur tragisch, weil er dies selbst eingesteht, und weil er an der Unfähigkeit, etwas zu machen, etwas Beglückendes in das Leben zu rufen, zugrunde ging. Ich finde daher, daß es sich mit ihm gerade umgekehrt so verhält, wie Du es auffassest: ihm war nicht ein hoher Zweck bekannt, um dessen Erreichung willen er zu schlechten Mitteln griff; sondern um den Mangel eines solchen Zweckes, um seine eigentliche Inhaltlosigkeit zu decken, griff er zu dem ganzen scheußlichen Guillotinenapparat; denn es ist erwiesen, daß die „terreur" als reines Regierungs- und Behauptungsmittel, ohne alle eigentliche Leidenschaft, aus rein politischen — d. h. ehrgeizig-selbstsüchtigen Gründen — gehandhabt wurde. So hatte dieser höchst ärmliche Mensch — der endlich nur seine abgeschmackte „vertu" auskramen konnte — eigentlich nur in den Mitteln seinen Zweck, und so geht es mit all diesen rein politischen Helden, die mit vollem Rechte an ihrer Unfähigkeit der Art zugrunde gehen, daß hoffentlich diese ganze Gattung bald vollständig aus der Geschichte schwinden soll. —

* * *

An Mathilde Wesendonk. 1859.

Bei der Politik ertappe ich mich zuweilen beim Zuernstnehmen; die mindeste Hoffnung auf die Vernunft und das Wohlwollen der Menschen ist verführerisch; sie führt uns immer auf Abwege, von denen man nicht schnell genug zurückkommen kann.

* * *

An August Röckel. 1854.

Eines steht über allem: die Freiheit! Was ist aber „Freiheit"? Etwa — wie unsre Politiker glauben — „Willkür?" — Gewiß nicht! Die Freiheit ist: Wahrhaftigkeit. Wer wahrhaft, d. h. ganz seinem Wesen gemäß, vollkommen im Einklang mit seiner Natur ist, der ist frei.

* * *

An Mathilde Wesendonk. 1859.

Gestern war's gräßlich. Mir fiel den ganzen Tag nichts anders ein als der politische Unsinn: Gott, wie himmelhoch wird man über diese „allerwichtigsten Jetztzeitfragen" erhoben, sobald man ganz bei sich ist. Wer sich unausgesetzt mit Politik beschäftigen kann, zeigt unwiderstehlich, daß selbst er mit sich nichts anzufangen weiß: nun muß die Außenwelt dran, und je breiter die sich ausdehnt, desto erhabener dünkt ihm dann der Brei.

* * *

An August Röckel. 1862.

Politisch sein gilt soviel als immer nur das nächst Mögliche im Auge halten, weil nur hier Erfolg möglich ist, ohne Erfolg eine politische Tätigkeit aber ein reiner Nonsens ist. „Ideen" gehören der Philosophie, nie aber dem Gros der Menschheit, bei dem jeder höhere Gedanke sofort Aberglaube oder Wahnsinn wird.

* * *

An Dr. A. Pusinelli. 1870.

Die Haltung „Europas" muß man jetzt studieren, um inne zu werden, in welcher Welt man lebt. Ich gestehe, daß, wenn ich Moltke und das deutsche Heer nicht vor mir sähe, ich gar, gar nichts erkennen würde, was mir Hoffnung machen könnte.

Familie

An die Mutter. 1841.

Mögen, die mich nicht kennen, immerhin sagen: „er hätte es so machen sollen, — er hätte dies oder jenes tun sollen"! — sie haben alle unrecht! Jeder Mensch, der zur wahren — inneren und äußeren Selbständigkeit gelangen will, soll durchaus so lange, als sich dies mit dem angebornen Gefühl von Recht und Unrecht verträgt, den Weg gehen, den ihn seine ernstere Neigung und ein gewisser innerer, unwiderstehlicher Trieb gehen heißt. Die Leiden, die er sich dadurch verschafft, kann ihm die Welt, ohne besonders großmütig zu sein, gut und gern vergeben; bloß wer diese Leiden mildern möchte, hat das Recht, Rat zu erteilen, — wer sie trotzdem aber nicht mildern kann, muß es sich auch gefallen lassen, seinen Rat am Ende nicht befolgt zu sehen. Ich bin gewiß keiner von den starren, unbeugsamen Charakteren, im Gegenteil wird mir mit Recht eine zu weibliche innere Beweglichkeit vorgeworfen. Wohl aber habe ich genug ausdauernde Leidenschaft, um von dem einmal Erfaßten nicht abzustehen, als bis ich mich gänzlich vom Wesen desselben überzeugt habe.

* * *

An die Mutter. 1846.

Fühl' ich mich so bald gedrängt, bald gehalten, immer strebend, selten des vollen Gelingens mich erfreuend, oft zur Beute des Verdrusses über Mißlingen, — fühl' ich mich fast immer empfindlich

verletzt durch rohe Berührungen mit der Außenwelt — die ach! nur so selten — fast nie! dem inneren Wunsche entspricht —, so kann mich einzig nur der Genuß der Natur erfreuen; wenn ich mich ihr oft weinend und mit bittrer Klage in die Arme werfe, hat sie mich immer getröstet und erhoben, indem sie mir zeigte, wie eingebildet alle Leiden sind, die uns beängstigen; streben wir zu hoch hinaus, so zeigt uns die Natur recht liebevoll, daß wir ja nur ihr angehören, daß wir ihr entwachsen wie diese Bäume, diese Pflanzen, die sich aus dem Keim entwickeln, aufblühen, sich an der Sonne wärmen, der kräftigenden Frische sich erfreuen und nicht eher welken und ersterben, als bis sie den Samen ausgestreut, der nun wieder Keime und Pflanzen treibt, so daß das einmal Erschaffene in immer erneuter Jugend fortlebt. Wenn auch ich mich nun so recht innig der Natur angehören fühle, — wie schwindet da jeder eitle Egoismus, und wenn ich jedem guten Menschen die Hand reichen möchte, wie sollte ich dann nicht um so viel eher nach der Mutter verlangen, deren Schoß ich entkeimte, und die nun welkt — da ich blühe!

Wie müssen wir dann lächeln über diese wunderlichen Irrungen und Verkehrtheiten unserer menschlichen Gesellschaft, die sich peinigt, um Begriffe zu erfinden, durch die jene lieblichen Bande der Natur so oft verwirrt, getrennt und verletzt werden! — Mein gutes Mütterchen, mag viel Wunderliches zwischen uns getreten sein, wie schnell verwischt sich alles das! Wie wenn ich aus dem Qualm der Stadt heraustrete in ein schönbelaubtes Tal, mich auf das Moos strecke, dem schlanken Wuchs der Bäume zuschaue, einem lieben Waldvogel lausche, bis mir im traulichsten Behagen eine gern ungetrocknete Träne entrinnt, — so ist es mir, wenn ich aus allem Wust von Wunderlichkeiten hindurch meine Hand nach Dir ausstrecke, um Dir zuzurufen: Gott erhalte Dich, Du gute, alte Mutter, — und nimmt er Dich mir einst, so mach' er's recht mild und sanft! Von Sterben ist da nicht die Rede, wir leben ja für Dich weiter, und zwar ein reicheres, vielgestaltigeres Leben als das Deine sein konnte. Drum danke Gott, der Deinen Leib so glücklich segnete! —

* * *

An die Nichte Klara Brockhaus. 1853.

Was mich ganz besonders betrifft, so sehne ich mich sehr nach einem jungen Wesen in meiner Nähe: Daß ich kein Kind habe, muß ich jetzt recht schmerzlich beklagen.

* * *

An die Schwester Cäcilie Avenarius. 1860.

Höre aber meinen Rat. — Beachte nichts wie Deine Kinder: ich wär' froh, wenn ich für meine Frau Kinder hätte! — Sorgen, welche Dir diese machen, darfst Du nie beachten! In diesen Sorgen liegt die Notwendigkeit Deines Daseins.

* * *

An die Schwester Klara Wolfram. 1868.

Wenn sich mein Leben jetzt immer mehr vereinsamt, so ist wohl einerseits meine immer schmerzhaftere Empfindlichkeit gegen die ewig mit Mißverständnissen und Unsinnigkeiten mir begegnende Welt daran schuld; andererseits fühle ich diese Vereinsamung aber um so mehr, als ich ohne Familie bin. Den Begriff der Familie kenne ich nur aus meinem alten Zusammenhange mit meinen Geschwistern: wie sehr aber mußte diesen das Leben lockern! Gern hätte ich ihn wieder aufgefrischt; ohne gerade eine Familienkonferenz veranlassen zu wollen, gehe ich immer damit um, Euch der Reihe nach einmal aufzusuchen.

* * *

An die Schwester Cäcilie Avenarius. 1870.

(Betrifft die Briefe des Stiefvaters Ludwig Geyer an die Mutter.)

Ganz besonders ergreift mich auch der zarte, feinsinnige und hochgebildete Ton wahrer Bildung in diesen Briefen, namentlich in denen an unsre Mutter. Ich begreife nicht, wie dieser Ton wahrer Bildung im späteren Verkehr unsrer Familie sich so sehr herabstimmen konnte. Zugleich aber war es mir möglich, eben aus diesen Briefen an die Mutter einen scharfen Einblick in das Verhältnis dieser beiden in schwierigen Zeiten zu gewinnen. Ich glaube jetzt

vollkommen klar zu sehen, wenngleich ich es für äußerst schwierig halten muß, darüber, wie ich dieses Verhältnis sehe, mich auszudrücken. Mir ist es, als ob unser Vater Geyer durch seine Aufopferung für die ganze Familie eine Schuld zu verbüßen glaubte.

* * *

An Dr. A. Pusinelli. 1858.

(Betr. Frau Minna Wagner. Nach genauer Erklärung ihres physischen Zustandes):

Mein Benehmen und zukünftiges Verhalten gegen sie wird durch keine andere Rücksicht der Welt bestimmt, als durch den innigen Wunsch, zu ihrer Heilung, ihrer Linderung und Schonung beizutragen. Alles, was zu diesem Zwecke dient, mache ich mir zur angelegentlichsten Aufgabe. Vermögen wir, ihr Leben ihr noch recht lange möglichst schmerzlos und behaglich zu erhalten, so wird dadurch mein herzlichster Wunsch erfüllt, und zu jedem Opfer bin ich bereit, dies zu erreichen. Laß Dir die Arme, die mich in tiefster Seele dauert, Deinem edlen Herzen empfohlen sein! Sei ihr, was Du immer kannst, und rechne auf meinen brünstigen Dank. —

* * *

An Dr. A. Pusinelli. 1858.

Durch die periodische Trennung habe ich erreicht, was ich instinktiv beabsichtigte, nämlich mich in den Stand zu setzen, immer nur beruhigend, versöhnend auf ihr (seiner Frau Minna. D. H.) Gemüt wirken zu können. Beim unmittelbaren Zusammenleben hatte ich, ihrem traurigen Gesundheitszustand gegenüber, mir auch dies einzig fest in der letzten Zeit vorgenommen, aber die Unruhe und Aufregung des Augenblickes mußte bei einem denn doch auch reizbaren Charakter wie dem meinigen endlich dann und wann die Macht über mich gewinnen, wie ich denn überhaupt wahrlich auch unter diesen gewissen ewigen, ganz nutz- und sinnlosen Quälereien sehr leiden mußte. —

Hier in der Ferne aber kann ich Stunde und Stimmung wählen, wo ich ganz mein Herr bin und nur meinem Vorsatze, meiner Pflicht getreu handle ... Im übrigen, glaube mir nur, handelt es sich nicht und hat sich nie um ernstliche eheliche Differenzen gehandelt. Vielmehr war eben das für mich so Peinigende, daß sie manchen inneren Vorgängen in mir diese Bedeutung gab, weil sie — aufrichtig gesagt — nicht zu begreifen imstande ist, um was es sich eigentlich handelte. Diese große intellektuelle Differenz macht ja eben den Quell so mancher peinlichen Verirrungen zwischen uns aus ...

* * *

An Frau Julie Ritter. 1858.

Ihre (Minnas) Gemütsstimmung wurde so peinigend für sie und ihre Umgebung, daß an eine gründliche Änderung der Situation gedacht werden mußte, wenn wir uns nicht alle sinnlos aufreiben wollen ... Ihr ist es nach dem Stande ihrer Bildung und der Art ihrer intellektuellen Fähigkeiten versagt, an mir und meinem Wesen die köstliche Erlabung zu finden, deren sie zum Ersatz für die Widerwärtigkeiten unserer Schicksale so sehr bedurfte.

* * *

An Dr. A. Pusinelli. 1859.

Unerläßlich war für meine Frau ein entscheidendes ärztliches Eingreifen: schließlich aber, trotz aller Kunst und Sorge des Arztes, sind doch bei Kranken dieser Art die moralischen Einflüsse die wichtigsten, und hierfür — das weiß ich eben — hängt Leben und Tod meiner Frau einzig von mir ab! Ich kann sie vernichten, aber auch erhalten: somit, da ich ihr Los in meine Hand gegeben weiß, ist mir mein ferneres Verhalten gegen sie mit größter Sicherheit vorgeschrieben. Vertraue mir!

* * *

An die Schwester Luise Brockhaus. 1866.

Es hat mich sehr gerührt, der Jugend zu gedenken, welche ungemein klar und heiter vor meinem Gedächtnis lag. Bis zu dieser

Lebenszeit konnte ich nur im heiteren Tone, selbst über alle meine Verirrungen berichten: von da ab wird mein Leben ernst und bitter . . . es kommt meine Heirat. Von ihr weiß kein Mensch, was ich durch sie gelitten habe! —

* *
*

An Dr. A. Pusinelli. 1866.

Ich nehme an, daß Eure freundliche Fürsorge der Leiche meiner unglücklichen, armen Frau in meinem Namen dieselbe Ehre erzeigen ließ, die ich ihr erzeigt haben würde, wenn sie glücklich an der Seite des von ihr beglückten Gemahles dahingeschieden wäre. Ganz in diesem Sinne bitte ich für ihre Ruhestätte zu sorgen.

* *
*

An die Schwester Klara Wolfram. 1858.

Was mich seit sechs Jahren erhalten, getröstet und namentlich auch gestärkt hat, an Minnas Seite, trotz der enormen Differenzen unseres Charakters und Wesens, auszuhalten, ist die Liebe jener jungen Frau, die mir anfangs und lange zagend, zögernd und schüchtern, dann aber immer bestimmter und sicherer sich näherte. Da zwischen uns nie von einer Vereinigung die Rede sein konnte, gewann unsere tiefe Neigung den traurig wehmütigen Charakter, der alles Gemeine und Niedere fernhält und nur in dem Wohlergehen des andern den Quell der Freude erkennt. Sie hat seit der Zeit unserer ersten Bekanntschaft die unermüdlichste und feinfühlendste Sorge für mich getragen, und alles, was mein Leben erleichtern konnte, auf die mutigste Weise ihrem Manne abgewonnen . . .

Minna ist unfähig, zu begreifen, welche unglückliche Ehe wir von je geführt haben; sie bildet sich das Vergangene anders ein als es war, und wenn ich Trost, Zerstreuung und Vergessen in meiner Kunst fand, glaubte sie am Ende gar, ich hätte deren niemals bedurft. Genug, hierüber bin ich mit mir zum Abschluß gekommen; ich kann diese ewige Zänkerei und mißtrauische Laune nicht mehr um mich dulden, wenn ich noch meine Lebensaufgabe mutig erfüllen soll. Wer

mir genau zugesehen hat, der mußte sich von jeher über meine Geduld, Güte, ja Schwäche wundern, und wenn ich jetzt von oberflächlichen Beurteilern verdammt werde, so bin ich dagegen unempfindlich geworden; nie aber hatte Minna eine solche Veranlassung, sich der Würde, meine Frau zu sein, werter zu zeigen als jetzt, wo es galt, mir das Höchste und Liebste zu erhalten: es lag in ihrer Hand, zu zeigen, ob sie mich wahrhaft liebe. Aber was solche wahrhafte Liebe ist, begreift sie nicht einmal, und ihre Wut reißt sie über alles hinweg! —

Doch entschuldige ich sie mit ihrer Krankheit, wiewohl auch diese Krankheit einen anderen, milderen Charakter angenommen haben würde, wenn sie selbst anders und milder wäre. Die vielen widerwärtigen Schicksale, die sie mit mir erlebt und über die mich mein innerer Genius (den ich ihr leider nicht mitteilen konnte!) leicht hinweghob, stimmen mich auch gegen sie rücksichtsvoll; ich möchte ihr so wenig wie möglich wehe tun, denn endlich dauert sie mich doch immer sehr!

Was Du vermagst, um sie ruhig und vernünftig zu machen, das bitte ich Dich, unterlasse nicht! Denn — wie gesagt — unglücklich ist sie doch; mit einem geringeren Manne wäre sie glücklicher gewesen.

* * *

An die Schwester Klara Wolfram. 1870.

Das große beruhigende Glück, welches mein Leben jetzt verschönert und mit einem früher nie geahnten Ziele erfüllt . . . (Betrifft, ebenso wie das Folgende, die zweite Ehe.)

* * *

An die Schwester Klara Wolfram. 1870.

Ich bitte Dich, mir und meiner Frau Deine schwesterliche Liebe erhalten zu wollen. Was sich seit Jahren, auf unseren endlich zu befestigenden Bund vorbereitend, zwischen uns erlebte, darüber waren keine Erklärungen abzugeben: eine Hingebung und Selbst-

aufopferung ohne Beispiel konnte und durfte von der Welt aufgefaßt und beurteilt werden, wie sie das gewohnt ist zu tun; wir hatten dafür zu sorgen, daß wenigstens die freundlich Gesinnten dereinst erfuhren, was hier errettet und erhalten worden war. Die Zeit ist nun glücklicherweise da, wo sich jeder davon überzeugen kann!

* * *

An Frau Eliza Wille. 1870.

. . . Sie sollen die ersten sein, denen wir uns als Vermählte vorstellen. In diesen Stand zu gelangen, hat es eine große Geduld gekostet: was seit Jahren unerläßlich war, sollte sich erst unter Leiden jeder Art zur Lösung bringen. Seit ich Sie zuletzt in München sah, habe ich mein Asyl nicht mehr verlassen, in das sich seitdem auch diejenige flüchtete, welche zu bezeugen hatte, daß mir wohl zu helfen sei, und das Axiom so manches meiner Freunde: „mir sei nicht zu helfen", unrichtig war. Sie wußte, daß mir zu helfen sei, und hat mir geholfen: Sie hat jeder Schmach getrotzt und jede Verdammung über sich genommen. Sie hat mir einen wunderbar schönen und kräftigen Sohn geboren, den ich kühn „Siegfried" nennen konnte: der gedeiht nun mit meinem Werke, und gibt mir ein neues langes Leben, das endlich einen Sinn gefunden hat.

So behalfen wir uns denn ohne „Welt", der wir uns gänzlich entzogen hatten. Da hat sich denn nun Echtes bewährt, und rührender als der Gewinn neuer Freunde war uns die Treue alter.

* * *

An Dr. A. Pusinelli. 1870.

Ein schöner, kräftiger Sohn mit hoher Stirn und klarem Auge, Siegfried Richard, wird seines Vaters Namen erben und seine Werke der Welt erhalten.

Über die Frauen

An Theodor Uhlig. 1849.

Mit Frauenherzen ist es meiner Kunst immer noch ganz gut gegangen, und das kommt doch wahrscheinlich daher, daß bei aller herrschenden Gemeinheit es den Frauen doch immer noch am schwierigsten fällt, ihre Seelen so gründlich verledern zu lassen, als dies unsrer staatsbürgerlichen Männerwelt zu so voller Genüge gelungen ist. Die Frauen sind eben die Musik des Lebens: sie nehmen alles offener und unbedingter in sich auf, um es durch ihr Mitgefühl zu verschönen.

* * *

An Theodor Uhlig. 1850.

. . . Jeder Mann wird heutzutage als Philister geboren, und langsam und mühevoll gelangen wir Ärmsten erst dazu, Menschen zu werden. Die Frauen, die ganz das geblieben sind, was sie von Geburt an sind, können uns einzig lehren, und wären sie nicht, wir Männer gingen rettungslos im Dütendrehen zugrunde.

* * *

An Theodor Uhlig. 1852.

. . . Schilt mich nicht eitel, wenn ich Dir auch gestehe, daß die wunderbaren Wirkungen, die ich um mich verbreite, mir ab und

zu ein wohliges Bewußtsein meines Daseins wiedergeben; es ist immer wieder das „ewig Weibliche", was mich mit süßen Täuschungen und warmen Schauern der Lebenslust erfüllt. Ein feuchtglänzendes Frauenauge durchdringt mich oft wieder mit neuer Hoffnung.

* * *

An Theodor Uhlig. 1852.

Freuen kann ich mich zwar an den Menschen nicht mehr, selbst auch nicht an den Frauen: doch bleibt dies letzere Element immer noch das einzige, das mir ab und zu zu Illusionen verhilft; denn über die Männer kann ich mir keine Illusionen mehr machen.

* * *

An die Nichte Franziska Wagner. 1852.

Ich kann die Männer nicht leiden und mag auch nichts mit ihnen zu tun haben: es taugt keiner einen Schuß Pulver, als wer von einem Weibe wirklich geliebt werden kann. Die albernen Esel können ja aber gar nicht einmal mehr lieben; wenn sie noch genial sind, saufen sie, für gewöhnlich helfen sie sich mit Zigarrenrauchen. Ich mache mir nur noch etwas aus den Frauen.

* * *

An die Schwester Cäcilie Avenarius. 1852.

Im ganzen sind mir die Männer am meisten zuwider, und am ehesten gewinne ich noch angenehme Eindrücke von Frauen. Es ist ein gräßlicher Unsinn, daß die Männer immer wieder mit Männern, und die Frauen mit Frauen umgehen: das ganze menschliche Geschlecht muß durch diese Verkehrtheit endlich zugrunde gehen. Wenn nur nicht die Frauen meist auch schon so ruiniert wären! Die Männer sind heutzutage geborene Philister, und die Frauen werden es durch sie.

* * *

An August Röckel. 1851.

Nicht eher sind wir das, was wir sein können und sollen, bis — das Weib nicht erweckt ist. —

* * *

An Mathilde Wesendonk. 1858.

Ich habe wieder einen rechten Abscheu vor den jugendlichen Ehen bekommen; außer bei ganz unbedeutenden Personen ist mir noch keine begegnet, in der mit der Zeit nicht ein tiefer Irrtum zutage kam. Welches Elend dann! Seele, Charakter, Anlagen — alles muß verkümmern!... Was ist solch eine Ehe, die wir in taumelnder Jugend auf die erste Regung des Gattungstriebes hin für das Leben eingehen? Und wie selten werden Eltern durch ihre eigne Erfahrung weise; sondern wenn sie selbst endlich aus dem Elend sich in das Behagen gerettet haben, wissen sie nichts mehr davon und lassen gedankenlos ihre Kinder wieder in dasselbe Geleise sich stürzen.

* * *

An Franz Liszt. 1854.

Gib mir ein Herz, einen Geist, ein weibliches Gemüt, in das ich mich ganz untertauchen könnte, das mich ganz faßte — wie wenig würde ich dann nötig haben von dieser Welt.

Natur und Tierwelt

An Mathilde Wesendonk. 1859.

Der Morgen ist die schöne Blütenknospe des Tages, der eigentliche Kern der Sommerfreude.

* * *

An Theodor Uhlig. 1849.

Diese Schweiz mit ihrer Natur, ihrer Luft — macht den elendesten Menschen gesund und lebensfroh: ich möchte sie jedem gönnen, den ich liebe . . .

* * *

An Theodor Uhlig. 1852.

Sechs Tage bin ich nun schon auf der Reise, ich kann jeden Tag an meiner Kasse nachzählen, da mich jeder regelmäßig ein 20 Frankenstück kostet. Herrlich ist es hier, und in Gedanken bin ich viel mit Dir gereist. Gestern kam ich vom Faulhorn (8261 Fuß hoch) herunter. Dort hatte ich eine furchtbare erhabene Aussicht in die Gebirgs-, Eis-, Schnee- und Gletscherwelt des Berner Oberlandes, das ganz dicht, wie zum Handgriff, vor einem liegt. —

* * *

An Theodor Uhlig. 1852.

Der Glanzpunkt der Reise war jedenfalls der Marsch über den Griesgletscher, aus Wallis durch das Formazzatal nach Domodossola, wozu ich zwei Tage gebrauchte. Der Gries ist ein ungeheurer wilder Gletscherpaß, der sehr gefährlich ist und nur selten von Leuten aus dem Haslitale oder Wallis, die sich aus dem italienischen Tale Südwaren (Reis usw.) holen, überschritten wird. Zum ersten Male auf meiner Reise fand sich auf der Gletscherhöhe (über 8000 Fuß) auch Nebel ein, so daß mein Führer über die kalten Schnee- und Felswände seine Not für einen möglichen Pfad hatte. Aber nun dieses Absteigen! Aus den gräßlichsten Eisregionen nach und nach, über verschiedene Talstufen, durch alle Vegetationen des nördlichen Europas bis in das üppigste Italien hinabgedrungen! Ich war ganz berauscht und lachte wie ein Kind, als ich aus Kastanienwäldern durch Wiesen und selbst Getreidefelder ging, welche wiederum ganz und gar mit Weindächern überdeckt waren (so pflanzt man nämlich in Italien den Wein), so daß ich oft unter einer Decke von Wein wanderte, ähnlich den Verandas, nur über ganze Flächen ausgedehnt, auf denen wiederum alles wächst, was nur der Boden trägt. Dabei die unendlich reizende Mannigfaltigkeit der Berg- und Talformen mit der anmutigsten Bebauung, hübschen Steinhäusern und — soweit das Tal — hübschen Menschen. Nun, das ist eben alles nicht zu beschreiben. —

* * *

An Theodor Uhlig. 1852.

Von Domodossola fuhr ich am Abend noch mit einer Retourkutsche nach Baveno am Lago Maggiore: diese Fahrt krönte noch den Tag; mir war selig dabei zumute, als ich endlich aus dem Wilden in das ganz Liebliche eintrat. Leider störte mich andern Tages wieder die Menschencanaille aus meiner reinen Stimmung: auf dem Dampfschiff — voller italienischer Philister, die auch nicht übel sind — wurden arme Tiere, Hühner und Enten (die man transportierte) so niederträchtig gequält und dem schrecklichsten Verschmachten überlassen,

daß mich die scheußliche Gefühllosigkeit der Menschen, die immer diesen Anblick vor Augen hatten, neuerdings wieder mit einem rasenden Ingrimm erfüllte. Zu wissen, daß man nun ausgelacht wird, wenn man hier einschreiten wollte!!

* * *

An Mathilde Wesendonk. 1858.

Auf der Fahrt den großen Kanal entlang zur Piazetta melancholischer Eindruck und ernste Stimmung: Größe, Schönheit und Verfall dicht nebeneinander. Doch erquickt durch die Reflexion, daß hier keine moderne Blüte, somit keine geschäftige Trivialität vorhanden. Markusplatz von zauberischem Eindruck. Eine durchaus ferne ausgelebte Welt: sie stimmt zu dem Wunsch der Einsamkeit vortrefflich. Nichts berührt unmittelbar als reales Leben; alles wirkt objektiv, wie ein Kunstwerk.

* * *

An August Röckel. 1855.

Namentlich ergreift mich das Verhältnis zu den so schändlich von uns gemißbrauchten und gemißhandelten Tieren immer mehr auf das innigste, und ich bin jetzt völlig froh, diesem bei mir von je sehr starken Mitgefühle jetzt ohne Scham mich hinzugeben und nicht mehr nach Sophismen zur Beschönigung der Schlechtigkeit der Menschen in diesem Bezuge suchen zu müssen.

* * *

An Franz Liszt. 1851.

Mein armer, kleiner Papagei ist nun auch gestorben! Das war mein „Spiritus familiaris" — mein guter Hausgeist.

* * *

An Theodor Uhlig. 1851.

Ja, — wenn ich Euch sagen könnte, was mir mit diesem Tierchen gestorben ist!! —

Es ist mir ganz gleichgültig, ob man mich darüber auslacht: was ich empfinde, das empfinde ich nun einmal, und ich habe nicht mehr Lust, meinen Empfindungen Zwang anzutun; allerdings müßte ich denen, die mich auslachen könnten, Bücher darüber schreiben, um ihnen begreiflich zu machen — was einem Menschen — der mit allem nur auf die Phantasie angewiesen ist — solch ein kleines Geschöpf sein und werden kann. Es ist nun drei Tage her — und nichts kann mich noch beruhigen: — und so geht's auch meiner Frau: — der Vogel war etwas Unwillkürliches zwischen uns und für uns. —

* * *

An Mathilde Wesendonk. 1860.

Und nun noch eines ganz andersartigen Freundes lassen Sie mich gedenken. Lachen Sie, aber ich spreche von einem wahren Engel, den ich immer um mich habe: ein Wesen von unerschütterlicher Freundlichkeit, das mich nie nur erblickt, ohne einen ganzen Schwall von Freude und Liebkosung an mir zu verschwenden. Das ist das Hündchen, das Sie einst auf dem Krankenbette für mich bestimmten! Es ist unsäglich, wie liebenswürdig dieses unvergleichliche Tier gegen mich ist. Alle Abende verliere ich mit ihm mich in dem Bois de la Boulogne! Da denke ich denn oft an mein stilles Sihltal.

* * *

An Otto Wesendonk. 1861.

Vorgestern, ganz plötzlich und auf fast rätselhafte Weise, starb das liebe, gute Hündchen, das ich einst von Ihnen ins Haus geschickt bekam. Ich hatte mich an das sanfte Tier so sehr gewöhnt, und die Art seines Todes, alles — hat mich sehr betrübt. Ich weiß, Sie wollen Neigung zu Tieren nicht zugeben; wie ich nun aber einmal bin, werden Sie begreifen, daß mir dieser Verlust eigentümlich nahe ging.

* * *

An Ernst v. Weber. 1879.

Das Gespenst der „Wissenschaft", welches in unserer entgeisteten Zeit vom Seziertische bis zur Schießgewehrfabrik sich zum Dämon des einzig für staatsfreundlich geltenden Nützlichkeitskultus aufgeschwungen hat . . .

* * *

An Ernst v. Weber. 1879.

Was mich bis jetzt vom Beitritte zu einem der bestehenden Tierschutzvereine abhielt, war, daß ich alle Aufforderungen und Belehrungen, welche ich von denselben ausgehen sah, fast einzig auf das Nützlichkeitsprinzip begründet erkannte.

* * *

An Ernst v. Weber. 1879.

Daß wir das einzig uns bestimmende Motiv des unabweisbaren Mitleidens nicht an die Spitze aller unserer Aufforderungen und Belehrungen für das Volk zu stellen uns getrauen, darin liegt der Fluch unserer Zivilisation, die Dokumentierung unserer staatskirchlichen Religionen.

* * *

An Ernst v. Weber. 1879.

Das Alte Testament hat heutzutage gesiegt, und aus dem reißenden ist das „rechnende" Raubtier geworden. Unser Glaube heißt: „Das Tier ist nützlich, namentlich wenn es, unserm Schutze vertrauend, sich uns ergibt, machen wir daher mit ihm, was uns für den menschlichen Nutzen gut dünkt; wir haben ein Recht dazu, tausend treue Hunde tagelang zu martern, wenn wir hierdurch einem Menschen zu dem ‚kanibalischen' Wohlsein von ‚fünfhundert Säuen' verhelfen."

* * *

An Ernst v. Weber. 1879.

Man könnte annehmen, daß das Tier selbst vollbewußt willig für seinen Herrn sich quälen und martern ließe, wenn es seinem In-

tellekte deutlich gemacht werden könnte, daß es sich hierbei um das Wohl seines menschlichen Freundes handele. Daß hiermit nicht zu viel gesagt sei, dürfte sich aus der Wahrnehmung ergeben können, daß Hunde, Pferde sowie fast alle Haus- und gezähmten Tiere nur dadurch abgerichtet werden, daß ihrem Verstande es deutlich gemacht wird, welche Leistungen wir von ihnen verlangen; sobald sie dies verstehen, sind sie stets und freudig willig, das Verlangte auszuführen; wogegen rohe und dumme Menschen dem von ihnen unaufgeklärten Tiere ihre Wünsche durch Züchtigungen beibringen zu müssen glauben, deren Zweck das Tier nicht versteht und sie deshalb falsch deutet, was dann wiederum zu Mißhandlungen führt, welche auf den Herrn, welcher den Sinn der Bestrafung kennt, angewendet, füglich von Nutzen sein könnten, dem wahnsinnig behandelten Tiere dennoch aber die Liebe und Treue für seinen Peiniger nicht beeinträchtigen. Daß in seinen schmerzlichsten Qualen ein Hund seinen Herrn noch zu liebkosen vermag, haben wir durch die Studien unserer Vivisektoren erfahren.

Humor

An Theodor Uhlig. 1850.

Lege Dich ganz und gar nur noch auf den Humor; bilde Deine vortreffliche Fähigkeit dazu immer noch mehr und bestimmter aus, schreibe kein ernstes Wort mehr, und lache in einem fort: das ist die einzige Art, wie man sich das Leben erhalten und doch immer noch nützen kann.

* * *

An Theodor Uhlig. 1852.

Nichts ist entsetzlicher als eine „Rubrik" für Späße; ein guter Spaß, der mit unterläuft, ist etwas Herrliches und wichtiger als mancher Ernst! aber ein wörtliches Witzregister, dessen Überschrift im voraus dem Leser zuruft: „Jetzt lache", schließt mir von vornherein die Lachmuskeln fest zusammen: und — so geht es jedem Menschen von einigem Geschmack.

* * *

An Franz Liszt. 1853.

Am 22. Mai werde ich — 40 Jahre. Da will ich mich nun taufen lassen: möchtest Du nicht Pate sein? — Ich wollte — wir beide machten uns dann von hier aus strikte auf, um in die weite Welt zu gehen! Laß doch auch Du diese deutschen Philister und Juden: hast Du was anderes um Dich? Nimm noch Jesuiten mit

dazu, so bist Du gewiß fertig! „Philister, Juden und Jesuiten" — das ist's: aber keine Menschen! Sie schreiben, schreiben — und schreiben, und wenn sie recht viel „geschrieben" haben, so denken sie nun, was Rechts zu sein! Dummköpfe! Für Euch soll unser Herz nicht mehr schlagen!

* * *

An Franz Liszt. 1853.

Wenn die Leute doch wüßten, daß ich nur einmal ganz glücklich sein möchte und dann gar nicht mehr existieren wollte! Ach, diese lederne Unsterblichkeit von Gummielastikum, die sie einem dafür durchaus anschreiben zu müssen glauben! —

* * *

An Franz Liszt. 1853.

Um meinem kranken Gehirnnerv Heilung zu bringen, hat mich nun mein Arzt vermocht, das Tabakschnupfen ein für allemal aufzugeben: seit sechs Tagen nehme ich keine Prise mehr, was nur der zu würdigen versteht, der ein so leidenschaftlicher Schnupfer war wie ich. Jetzt erst sehe ich ein, daß der Schnupftabak der einzige wirkliche mich ab und zu erquickende Genuß war: nun laß' ich den auch noch fahren. Meine Marter ist jetzt unbeschreiblich: doch führe ich's durch, — das steht fest. Also — keine Dosen mehr: ich akzeptiere nur noch Orden!

* * *

An Franz Liszt. 1853.

Ich gehe daran, eine Purganz einzunehmen, um den Wiederausbruch meines Übels abzuwenden. — Ach, könnte ich mich doch lieber gleich ganz und gar in das Purgatorium aufmachen. (Anspielung auf Liszts „Dante-Symphonie" — „Inferno e Purgatorio". D. H.)

* * *

An Otto Wesendonk. 1856.

Sehen Sie, so verdrießt Sie es, wenn man Sie nur als Geschäftsmann anredet, und mir tun Sie unrecht, wenn Sie Geschäftssinn mir gar nicht zutrauen. Glauben Sie mir, auch ich kann rechnen: leider habe ich aber immer nur so Verdrießliches zusammenzurechnen, daß es mir nicht hoch angerechnet werden muß, wenn ich mich einmal verrechne: geben Sie mir so Angenehmes zu berechnen, wie das bei Ihnen denn doch ab und zu vorgekommen sein muß, so sollten Sie sich über meine Pünktlichkeit verwundern.

Über Zeitgenossen

An Frau Mathilde Wesendonk. 1860.

Ich möchte gern Genellische Aquarelle zur Hand haben: der hat diese mythologischen Wildheiten sehr anschaulich gemacht.

* *
*

An Mathilde Wesendonk. 1860.

Einen Freund habe ich, den ich immer von neuem lieber gewinne. Das ist mein alter, so mürrisch aussehender und doch so tief liebevoller Schopenhauer! Wenn ich mit meinem Fühlen am weitesten und tiefsten geraten bin, welche ganz einzige Erfrischung, beim Aufschlagen jenes Buches mich plötzlich so ganz wieder zu finden, so ganz verstanden und deutlich ausgedrückt zu sehen, nur eben in der ganz anderen Sprache, die das Leiden schnell zum Gegenstande des Erkennens macht, und aus dem Gefühl schnell alles in den marmornen, kühlen, tröstenden Verstand umsetzt, aber in den Verstand, der, indem er mich nur selbst, zugleich mir die ganze Welt zeigt! Das ist eine ganz wundervolle Wechselwirkung und ein Austausch der allerbeglückendsten Art: und immer ist diese Wirkung neu, weil sie immer stärker ist. Das gibt dann Ruhe, und selbst die Verachtung klärt sich als Liebe auf; denn alles Schmeicheln ist fort;

klares Erkennen kühlt das Leiden: die Falten glätten sich und der Schlaf gewinnt wieder seine erquickende Kraft. Und wie schön, daß der alte Mann gar nichts davon weiß, was er mir ist, was ich mir durch ihn bin.

* *
*

An Hans von Bülow. 1856.

Ein großes Geschenk ist mir geworden durch die Bekanntschaft mit den Werken des großen (35 Jahre lang absichtlich von den Professoren ignorierten) Philosophen Schopenhauer. Seine Hauptwerke mußt Du Dir sogleich kommen lassen: „Die Welt als Wille und Vorstellung"; dann „Parerga und Paralipomena". Du wirst staunen, wenn Du diesen Kopf kennen lernst.

* *
*

An Kapellmeister L. Schindelmeißer. 1854.

Ich wiederhole, daß ich nicht wirkliches Mißtrauen in Dorn (Hofkapellmeister in Berlin. D. H.) setze, und daß namentlich ein Bedenken sowohl gegen seine Fähigkeit als Dirigent, auch gegen seinen guten Willen nicht der Grund zu meiner Handlungsweise ist; ferner erkläre ich deutlicher, daß ich nicht etwa von Liszts größerer Dirigentenfähigkeit die Garantie eines größeren Erfolges in Berlin mir versprochen, sondern (wenn nicht lediglich) doch namentlich von bestimmten Fähigkeiten, die in Liszts Wesen und seiner Vergangenheit, sowie in seiner Stellung liegen und die einzig ihm es ermöglichen, ganz bestimmte, mir höchst feindliche und schädliche Einflüsse in Berlin zu paralysieren. Ich weiß, welch ungeheuren Einfluß in Berlin Meyerbeer hat, und weiß, wie sehr dieser Einfluß mir dort bereits geschadet hat und daß er jetzt einen großen Erfolg des „Tannhäusers" vollständig unmöglich zu machen bestrebt ist. Ich erfuhr, daß Meyerbeer (durch seinen Freund Redern) den König davon abzuhalten gewußt hat, eine der drei von mir dirigierten (Rienzi-)Vorstellungen zu besuchen sowie mich bei sich zu empfangen ...

* *
*

An Franz Liszt. 1859.

Daß Du zu groß, zu edel, zu schön für unser liebes Krähwinkel-Deutschland bist, daß Du unter den Leuten wie ein Gott erscheinst, dessen Glanz sie nicht zu ertragen gewohnt und gewillt sind, ist natürlich, wenn es auch erst an Dir klar werden konnte, weil nie vorher eine so lichte und wärmevolle Erscheinung in Deutschland gerade zutage kam.

* *
*

An Franz Liszt. 1864.

Wie ich Deinen Artikel (über Tannhäuser D. H.) aus der Hand legte, waren meine Gedanken zunächst folgende:

Dieser wunderbare Mensch kann nichts tun und treiben, ohne aus innerer Fülle sich selbst von sich zu geben; er kann nirgends nur reproduktiv sein; es ist ihm keine andere Tätigkeit möglich als die rein produktive.

* *
*

An Franz Liszt. 1850.

Möge Dir dies *eine* genügen: ich fühle mich für mein Streben, für meine Opfer und künstlerischen Kämpfe mehr als vollständig belohnt, da ich sehe, welchen Eindruck ich dadurch gerade auf Dich gemacht habe. So ganz verstanden zu werden, war meine einzige Sehnsucht, und verstanden worden zu sein, ist die beseligendste Befriedigung meiner Sehnsucht!!! —

* *
*

An Franz Liszt. 1851.

Nun trittst Du wieder zu mir, und hast mich auf eine Weise ergriffen, entzückt, erwärmt und begeistert, daß ich in hellen Tränen schwamm und plötzlich keine höhere Wollust kannte, — als Künstler zu sein und Werke zu schaffen. Es ist ganz namenlos, was Du auf mich gewirkt hast: überall sehe ich nur den üppigsten Frühling um mich her, keimendes und sprossendes Leben; und dabei einen so wol-

lüstigen Schmerz, eine so schmerzlich berauschende Wollust, eine solche Freude, Mensch zu sein und ein schlagendes Herz zu haben, empfinde es selbst auch nichts als Leiden — daß ich nur bejammre, Dir das alles schreiben zu müssen. — Und wie merkwürdig geht es mir immer mit Dir! Wenn ich Dir mein Liebesverhältnis zu Dir beschreiben könnte! Da gibt es keine Marter, aber auch keine Wonne, die in dieser Liebe nicht bebte! Heute quält mich Eifersucht, Furcht vor dem mir Fremdartigen in Deiner besondern Natur; da empfinde ich Angst, Sorge — ja Zweifel — und dann wieder lodert es wie ein Waldbrand in mir auf, und alles verzehrt sich in diesem Brande, daß es ein Feuer gibt, das nur der Strom der wonnigsten Tränen endlich zu löschen vermag. — Du bist ein wunderbarer Mensch, und wunderbar ist unsre Liebe!

* * *

An Franz Liszt. 1854.

Mein Lieber, zürne mir nicht! ich habe ein Recht an Dich wie an meinen Schöpfer! Du bist der Schöpfer desjenigen, der ich jetzt bin: ich lebe jetzt durch Dich, das ist keine Übertreibung. Sorge denn für Dein Geschöpf: ich rufe Dir das wie eine Pflicht zu, die Du hast. —

* * *

An Franz Liszt. 1842.

Und weißt Du, was mich — zu meinem erneuten Stolze — wieder ganz in dieser Gesinnung befestigt hat?? Das ist Dein Aufsatz über den fliegenden Holländer. In diesen Artikeln habe ich mit bestimmtester Deutlichkeit endlich mich wieder gefunden und daraus erkannt, daß wir mit dieser Welt nichts gemein haben. Wer verstand denn mich?? — Du — und kein anderer! Wer versteht denn jetzt Dich? Ich — und kein anderer! Sei des gewiß. Du hast mir zum ersten und einzigsten Male die Wonne erschlossen, ganz und gar verstanden zu sein; sieh: in Dir bin ich rein aufgegangen, nicht ein Fäserchen, nicht ein noch so leises Herzzucken ist übriggeblieben, das

Du nicht mitempfunden. Aber nun sehe ich, daß auch nur dieses wirkliches Verstandensein ist, wogegen alles andere reines Mißverständnis oder unerquicklicher Irrtum ist.

* * *

An Franz Liszt. 1856.

So viel weiß ich, daß Du mir ein erstaunlicher Mensch bist, dem ich in keiner Weise irgendeine andere Erscheinung auf dem Gebiete der Kunst und des Lebens zur Seite stellen kann.

* * *

An Franz Liszt. 1856.

Deine Freundschaft ist das wichtigste und bedeutendste Ereignis meines Lebens; kann ich Deinen Umgang öfter in Ruhe, ungestört und auf meine Weise genießen, so ist dies alles, was ich wünsche, und alles übrige hat dagegen nur untergeordneten Wert.

* * *

An Franz Liszt. 1872.

Du kamst in mein Leben als der größte Mensch, an den ich je die vertraute Freundesanrede richten durfte . . . Es trat dann Dein wiedergeborenes innigstes Wesen an mich heran — und erfüllte meine Sehnsucht, Dich mir ganz vertraut zu wissen. So lebst Du in voller Schönheit vor mir und in mir — und wie über Gräber sind wir vereint! Du warst der erste, der durch seine Liebe mich adelte. Zu einem zweiten höheren Leben bin ich „Ihr" nun vermählt — und vermag, was ich nie allein vermocht hätte. So konntest Du mir alles werden, während ich Dir so wenig zu bieten vermochte. Wie ungeheuer bin ich so gegen Dich im Vorteil! . . . Sei gesegnet und geliebt . . .

* * *

An Franz Liszt. 1860.

Berlioz' Artikel über Fidelio hatte mir deutlich wieder gezeigt, wie allein der Unglückliche steht, und daß auch er so zart und tief empfindet, daß ihn die Welt nur beleidigen und seine beleidigte Gereiztheit mißbrauchen kann, daß sie und die ihn umgebenden Einflüsse ihn in wunderbare Irre führen und sich selbst ihm so entfremden kann, daß er unwissend gegen sich selbst schlägt. Aber gerade durch dieses tolle Phänomen hindurch erkannte ich, daß der Hochbegabte nur wieder den sehr Hochbegabten zum eigentlich erkennenden Freunde haben kann, und das bestimmte mich zu der Einsicht, daß in dieser Gegenwart doch nur wir drei Kerle eigentlich zu uns gehören, weil nur wir uns gleich sind; und das sind — Du — Er — und Ich. — Aber das muß man ihm am allerwenigsten sagen: er schlägt aus, wenn er's hört. Armer Teufel, so ein geplagter Gott! —

* * *

An Ludwig Spohr. 1843.

Als ein reines Glück habe ich Sie gewonnen und will mich dessen ewig freuen; ich will Sie verehren, lieben und mein Leben lang zu Ihrem Danke leben.

* * *

An Dr. Anton Pusinelli. 1843.

. . . Unsereins ist eine zarte Pflanze, die der Erwärmung gar sehr bedarf, und was könnte da mehr erwärmen als ein so gemütvolles Entgegenkommen als das Ihrige? Ich habe wenig Freunde, weil es mir gänzlich an der Gabe fehlt, auf deren Erwerbung auszugehen: verdienen kann ich sie mir wenig, mein guter Stern muß sie mir bescheren. Es gibt aber einen Blick, an dem man sich erkennt, — man braucht sich bloß beim Namen zu rufen, so hat man sich gewonnen. Und so kommt alles Glück, — wer wollte daher an Ihrem Glauben zweifeln? Halten wir beide daran und seien wir Freunde fürs Leben! . . .

Bleiben Sie mir treu, — mein Inneres soll Ihnen ewig offen und eigen sein.

* * *

An Dr. Anton Pusinelli. 1865.

Habe Dank, mein treuer, edler, herzlich geliebter Freund für alle Güte, die Du mir stets bewiesen. Du wirst in der Geschichte meines Lebens hell und schön, warm und hold strahlen.

* * *

An Dr. Anton Pusinelli. 1867.

Oft diktierte ich in den Winterabenden wieder an meiner Biographie; wie warm ist mir immer, Dich in meinem Leben mir deutlich vorzuführen. Glaub', — wie Dich fand ich wenige, fast keinen! Leb' wohl. Ich bin einsam und werde für die Lebensregel immer einsam bleiben.

* * *

An Dr. Anton Pusinelli. 1870.

Siehst Du, Lieber, Du bist doch nun einmal der einzige in meinem Leben, der vollkommen rein und liebenswert vor mir dasteht. Glaub', Bester, daß ich weiß, was ich sage: der einzige! —

* * *

An Frau Hofrätin Dr. Pusinelli. 1878.

Wahrlich, es war der letzte aus der Reihe aller derer, die das Leben mir zuführte, an welchen ich mit jener unbedingten Freundschaft und Liebe hing, welche keine Anforderungen und Gesetze kennt als die Unwiderstehlichkeit, mit welcher sie uns einnimmt. Mit ihm ist mir nun die Welt, und namentlich die Welt der Erinnerung fast ganz erloschen.

* * *

An Ludw. Schnorr v. Carolsfeld. 1864.

Mein junger König sucht mich immer wieder von neuem mit Mut zu erfüllen: sein Wille ist von begeisterter Unerschütterlichkeit. Er spart in allem, hat Bauten seines Vaters aufgegeben usw., um seine Mittel im reichsten Maße für die Verwirklichung meiner künstlerischen Absichten bereitzuhalten.

* * *

An Ludw. Schnorr v. Carolsfeld. 1864.

Was den Willen betrifft, ist dieser in König Ludwig von einer idealen Schönheit und gläubigen Fertigkeit vorhanden, der sich nichts in der Kunstgeschichte vergleichen läßt. Es genüge Ihnen, zu erfahren, daß ich gestern an Semper den Auftrag erteilen mußte, das von mir gewollte Theater, in edelstem Material, sofort zu bauen.

* * *

An Ludw. Schnorr v. Carolsfeld. 1865.

. . . Hier herrschen die Sterne, und unter Schmerzen und Prüfungen wird das Edelste geboren, wie es in Ihm geboren ist.

* * *

An Ludw. Schnorr v. Carolsfeld. 1865.

Ich muß an das Idealste und Schönste glauben. Dieser Jüngling ist mir von Gott gesandt. Solche Inbrunst war mir noch unbekannt.

* * *

An L. Schnorr v. Carolsfeld und Frau. 1865.

(Nach den ersten Tristan-Aufführungen in München, Juni 1865.)

Das Unvergleichliche ist getan. Und sollte wirklich einst der eigentümlichsten, deutschesten Kunst die Frucht reifen, die ich in meinem Geiste trage und deren Tiefe und Schönheit alles überragen müßte, was je Nationen zu ihrem Ruhme erschufen, so seid gewiß,

daß Ihr Lieben der Welt unvergeßlich werdet, denn von Eurer Tat ging der Frühling aus, der meinem Werke Wärme, meinem Triebe Kraft und Licht gab!

So können wir uns nicht loben: wir treiben, blühen und gedeihen zusammen, eines durch das andere! Innig vertraut wirken wir als *eines*! — . . . Was Ihr zutage brachtet, muß unvergänglich wirken.

* * *

An Albert Niemann. 1876.

Sie vergaßen, daß nur Sie, aber einzig Sie — das Genie der Darstellung waren, wogegen das übrige nur durch Fleiß und edlen Willen sich beteiligen konnte. In diesem letzten Betracht hat *Betz* das Erstaunlichste geleistet, so daß er mir wahrhaft ehrwürdig wurde.

* * *

An Frau Amalie Friedrich-Materna. 1876.

Lob, Ruhm, Ehre und Liebe vor allem Ihnen, meine tapfere „Brünnhilde". Sie waren die beste und vertrauteste, die nur dem einen lebte, nie wankte, mutig, fest und heiter von Gelingen zu Gelingen vorwärtsschritt.

Wie danke ich Ihnen, Gute! Nun bleiben Sie, was Sie waren und sind! Treu und mutig! So tragen Sie wieder dazu bei, mich zu erheitern, der ich jetzt von einer lastenden Schwermütigkeit erfaßt bin und nur den Augenblick ersehne, der mich zur Zerstreuung führt.

* * *

An Albert Niemann. 1877.

Sind wir beide, Sie und ich, zusammen, so ist doch eigentlich der *Geist* des „Nibelungen"-Werkes bei sich und spricht zu sich.

* * *

An Franz Betz. 1877.

Nie habe ich einem meiner Darsteller noch die Bewunderung ausdrücken können, die ich Ihnen über den Hauptteil Ihrer Leistung aus ernstlichstem Bewußtsein aussprach. Fühlten Sie sich im Rheingold geniert und nicht recht zu Haus, so sage ich Ihnen, daß es uns allen so ging, und daß ich während der Proben selbst erst auf Schwierigkeiten traf, die ich mich vergebens zu überwinden bemühte, wogegen ich vergebens auch meine Erfindungsgabe abquälte, uns allen eine gegenseitig lähmende Steifheit zu benehmen . . . wenn Sie durchaus nur gegen sich böse sein wollen, etwa unzufrieden mit Ihrer Leistung, so sagen Sie uns einmal, mit wem (als Wotan) Sie zufriedener sein würden.

* * *

An Hermann Levi. 1881.

Habt Ihr in München diese beiden (Heinrich und Therese Vogl. D. H.) bei ihrer Zurückkunft tüchtig geehrt? Sie haben den Ruhm Münchens über alle Sterne der deutschen Theaterwelt erhoben. Sie waren die Stützen der verwegenen Berliner Unternehmung, ohne welche diese nicht bestanden haben würde. — Vogl hat geleistet, was bei der seltsamsten Begabung doch nur ein Mensch von größter innerlicher Herzensenergie leisten konnte: er ist mir sehr wert geworden. Ich wollte Euch bitten, auf ihn und seine prächtige Frau recht stolz zu sein und in meinem Namen ihnen alles Gute zu erweisen.

* * *

An Therese Malten. 1881.

Der schöne Eindruck, den ich vor kurzem durch Ihre Leistung als Senta im ‚Fliegenden Holländer' erhielt, wirkt in mir fort, so daß ich Ihnen den Wunsch jetzt aussprechen muß, auch Sie bei einigen der nächstjährigen Aufführungen meines ‚Parsifal' mitwirken zu sehen. Schon jetzt hat mich die Vortrefflichkeit des Herrn Gudehus

bestimmt, Ihnen beiden „Tristan und Isolde" zur Darstellung in Dresden anzuempfehlen.

* * *

An Dr. L. Strecker. 1876.

Schon durch Liszt auf diesen Komponisten und ausgezeichneten Klavierspieler (Sgambati. D. H.) aufmerksam gemacht, habe ich jetzt die wahrhaft große Freude, einmal ein wahrhaft großes und originelles Talent kennen zu lernen, welches, da es in Rom nicht sehr am Platze, ich gern der größeren musikalischen Welt vorführen möchte. Es soll nach meinem Rat alsbald von Wien aus Deutschland bereisen und dort seine Kompositionen aufführen, wovon ich mir nach der Langweiligkeit der deutschen Kammermusik (selbst von Brahms usw.) einen vortrefflichen Erfolg erwarte.

* * *

An Friedrich Nietzsche. 1872.

Schöneres als Ihr Buch („Die Geburt der Tragödie". D. H.) habe ich noch nicht gelesen. Nun schreibe ich Ihnen schnell, weil die Lektüre mich übermäßig aufregt und ich erst Vernunft abwarten muß, um es ordentlich zu lesen. Zu Cosima sagte ich, nach ihr kämen gleich Sie; dann lange kein anderer bis zu Lenbach, der ein ergreifend richtiges Bild von mir gemacht hat! . . .

* * *

An Friedrich Nietzsche. 1872.

Nun veröffentlichen Sie eine Arbeit („Die Geburt der Tragödie". D. H.), welche ihresgleichen nicht hat. Jeder Einfluß, der etwa auf Sie ausgeübt worden wäre, ist durch den ganzen Charakter dieser Arbeit fast auf nichts zurückgeführt: was Ihr Buch vor allen andern auszeichnet, ist die vollendete Sicherheit, mit welcher sich eine tiefsinnigste Eigentümlichkeit darin kundgibt. Wie anders hätte sonst mir und meiner Frau der sehnlichste Wunsch erfüllt werden

können, einmal von außen etwas auf uns zutreten zu sehen, das uns vollständig einnehmen möchte?

* *
*

An Eliza Wille. 1864.

(Betrifft Ferdinand Lassalles Tod.) Der Unglückliche war gerade 14 Tage vor seinem Tode bei mir (durch Bülow), um mich zu einer Intervention beim König von Bayern gegen dessen Gesandten in der Schweiz (Dönniges) anzuhalten . . . Ich kannte Lassalle noch gar nicht; bei dieser Gelegenheit mißfiel er mir innigst: es war eine Liebesgeschichte aus lauter Eitelkeit und falschem Pathos. Ich erblickte in ihm den Typus des bedeutenden Menschen unsrer Zukunft, welche ich die germanisch-jüdische nennen muß. —

* *
*

An Hans von Bülow. 1856.

. . . Wie die Dame (Fürstin Wittgenstein. D. H.) nun aber ist, jedenfalls ein monstrum per excessum an Geist und Herz, kann man ihr nicht lange böse sein; nur gehört Liszts unvergleichliches Temperament dazu, diese Lebhaftigkeit auszuhalten.

* *
*

An Otto Wesendonk. 1865.

Lieber Wesendonk! Komme ich auch wenig zur Ruhe, um mit einigem Bewußtsein mein vergangenes Leben mir vorzuführen, so genügt es, nur Ihren Namen mir zu nennen, um eine der bedeutendsten Perioden meines Daseins in der Weise deutlich mir zurückzurufen, daß mein Herz, sogleich vom weichsten Dankgefühle durchströmt für Ihre Güte und Freundschaft, freundlich geneigt sich Ihnen zuwende . . .

Wie glücklich, wenn ich wenigstens in der Erinnerung Frieden finden kann: lassen Sie mich im Gedanken an die Zeit, wo ich in Ihrem Schutze lebte und schuf, Ruhe erträumen! — Es war eine

mächtig produktive Zeit: noch sind wir mit den größten Anstrengungen nicht so weit, der Welt zu geben, was damals geschaffen wurde. Die Störung, die mich vor sechs Jahren von Ihnen trieb, hätte vermieden werden sollen: sie hat mein Leben mir so entfremdet, daß Sie selbst, wie ich, mich eigentlich nicht wiedererkannten, als ich mich zuletzt einmal wieder zu Ihnen wandte. Auch dies Schmerzliche hätte mir erspart sein sollen: mir war es, als wäre dies möglich gewesen, und schön, sehr schön, ja erhaben wäre es gewesen, wenn es mir erspart worden wäre. Aber — das Erhabene darf man nicht fordern — und ich hatte unrecht.

* *
*

An Otto Wesendonk. 1856.

Die grenzenlose Nachsicht und immer von neuem unermüdlich sich bewährende Teilnahme, die Sie mir schenken, muß, bei so mancher Verschiedenheit des Wesens, einen Grund tieferer Sympathie haben, wie sie nur selten und höchst ausnahmsweise aus dem Leben hervorgeht.

* *
*

An Mathilde Wesendonk aus Paris. 1860.

Gaspérini, ein zarter, sehr gebildeter und begabter Arzt, der aber wohl bald gänzlich nur noch literarische und poetische Arbeiten treiben wird, ein Mensch von feinem, schönem Äußeren und großer Herzenswärme, nur vielleicht ohne eigentliche Energie, — gehörte mir schon vor meiner Ankunft, und ist jetzt der eifrigste, ausdauerndste Verfechter meiner Sache. Er hat sich hierzu den „Courier du Dimanche“ eröffnet.

Einen vortrefflichen Kopf und ungemein gebildeten, von jedem Vorurteil freigewordenen, klaren und feinen Geist habe ich mit Villot gewonnen. Dieser Mann ist Conservateur des Musées du Louvre und hat als solcher die ganze Direktion der Kunstschätze unter sich. In einem Riesenwerke, das ihn 15 Jahre des ausdauerndsten Fleißes kostete, hat er eine Geschichte der Sammlungen des Louvre geschrie-

ben. Denken Sie sich nun aber, daß dieser Mann — schon lange ehe ich ihn kennen lernte — alle meine Partituren besitzt, dieselben genau studiert hat und glücklich war, durch meine Vermittlung jetzt schon eine Partitur des Tristan von Härtels zu bekommen. Dieser Mann hat mich sehr überrascht durch die Schärfe seines Urteils, namentlich auch über die Fähigkeiten seiner eigenen Nation, der er für den Ausdruck vollkommen angehört, während er durch seinen Geist weit über sie hervorragt. Sein Kopf ist sehr schön und fein. Sein Anerbieten, mich die Schätze des Louvre unter seiner Anleitung genau kennen zu lehren, habe ich noch nicht benützt, und werde es auch wohl lange, lange nicht benutzen können.

Nun nenne ich Ihnen noch den Romancier Champfleury, dessen im ersten Eindruck hingeworfene Broschüre ich Ihnen geschickt habe. Er hat ein sehr sinniges, freundlich wehmütiges Auge. Sein Freund, der Dichter Baudelaire, hat mir ein paar wunderbare Briefe geschrieben, will mir aber noch nicht vorgestellt sein, bis er einige Dichtungen fertig hat, mit denen er mir zu huldigen gedenkt.

Von Frank Marie erzählte ich Ihnen: er hat bedeutend über mich geschrieben, ist mir persönlich aber noch fremd geblieben.

Dann ist noch ein junger Maler, Gustave Doré, der hier bereits großen Ruf hat: er hat eine Zeichnung gemacht, die für die Illustration bestimmt ist, und mich auffaßt, wie ich in einer Alpengegend ein Geisterorchester dirigiere.

Ferner gibt es noch viele Musiker und Komponisten, die sich enthusiastisch für mich erklärt haben, unter ihnen Gounod, ein weicher, guter, reiner, aber nicht tiefbegabter Mann, Louis Lacombe, Léon Kreutzer, Stephan Heller. Bedeutend als sehr tiefer Musiker ist Sensale, der mir künftig meine Partituren spielen wird.

Ein Herr Perrin, bedeutend als Maler, ehemaliger Direktor der Opéra comique und wahrscheinlich zukünftiger der großen Oper, ist mir sehr ergeben und hat in der „Revue Européenne“ schön über mich geschrieben.

Berlioz ist dem Neid verfallen, meine Anstrengungen, mich

ihm als Freund erhalten zu können, sind durch die ihm unerträglich glänzende Aufnahme meiner Musik erfolglos geworden. Er findet sich in Wahrheit durch mein Erscheinen in Paris am Vorabende einer Aufführung seiner Trojaner empfindlich gekreuzt; auch hat ihm sein Unstern ein böses Weib gegeben, das sich bestechen läßt, um ihren sehr leidenden und schwachen Mann zu bestimmen. Sein Benehmen gegen mich war ein Schwanken zwischen freundschaftlicher Neigung und Abprall von dem Beneideten. Sehr spät, und zwar so, daß er darin den Eindruck einer abermaligen Anhörung meiner Musik nicht aufzunehmen hatte, veröffentlichte er seinen Bericht, den Sie wohl gelesen haben werden. Ich mußte es für gut halten, auf seine zweideutige, ja boshafte Berührung der „Zukunftsmusik-Frage" zu antworten. Sie finden diese Antwort im „Journal des Débats" vom 22. Februar.

Besser hat sich Rossini benommen. Man hatte ihm einen Witz über meine Melodienlosigkeit untergeschoben, der mit Begierde bis in deutsche Blätter verbreitet wurde. Nun hat er eigens eine Ablehnung diktiert, worin er erklärt, nichts von mir zu kennen als den Tannhäuser-Marsch, der ihm das größte Vergnügen gemacht habe, und daß er außerdem nach allem, was er von mir wisse, große Achtung vor mir habe. Dieser Ernst des alten Epikuräers hat mich überrascht. —

* * *

An Kapellmeister L. Schindelmeißer. 1860.

Die Prinzessin von Preußen (spätere Kaiserin Augusta. D. H.) empfing mich und machte mir einen recht guten Eindruck: sie ist jedenfalls eine geistvolle Frau, der ich es hoch anrechne, daß sie sich lebhaft für meine Arbeiten interessiert, während andererseits ihr Kopf noch mehr, als bei anderen Frauen der Fall, sich mit Politik abgibt.

* * *

An Franz Liszt. 1855.

Diese (Königin Viktoria von England und der Prinz-Gemahl. D. H.) waren wahrhaftig die ersten Menschen in

England, die offen und unverhohlen sich für mich auszusprechen wagten: bedenkt man, daß sie dabei mit einem politisch verrufenen, steckbrieflich verfolgten Hochverräter zu tun hatten, so wird man mir wohl recht geben, wenn ich den beiden das herzlich danke. —

* * *

An Franz Liszt. 1857.

Kürzlich schrieb mir der Großherzog von Baden einen ganz überraschend liebenswürdigen und freundschaftlichen Brief, der für mich wirklich Wert hat, als das erste Zeichen des Zerreißens aller ängstlichen oder hoffärtigen Etikette gegen mich. Die Veranlassung war eine kleine Aufmerksamkeit, die ich der jungen Großherzogin erwies und für die er mir nun ganz gerührt und rührend in ihrem und seinem Namen dankt.

* * *

An Eliza Wille. 1864.

Sie wissen, daß mich der junge König von Bayern aufsuchen ließ. Heute wurde ich zu ihm geführt. Er ist leider so schön und geistvoll, seelenvoll und herrlich, daß ich fürchte, sein Leben müsse wie ein flüchtiger Göttertraum in dieser gemeinen Welt zerrinnen. Er liebt mich mit der Innigkeit und Glut der ersten Liebe: er kennt und weiß alles von mir und versteht mich wie meine Seele. Er will, ich soll immerdar bei ihm bleiben, arbeiten, ausruhen, meine Werke aufführen; er will mir alles geben, was ich dazu brauche; ich soll die Nibelungen fertig machen, und er will sie aufführen, wie ich will. Ich soll mein unumschränkter Herr sein, nicht Kapellmeister, nichts als ich und sein Freund. Mein Glück ist so groß, daß ich ganz zerschmettert davon bin. Von dem Zauber seines Auges können Sie sich keinen Begriff machen: wenn er nur leben bleibt; es ist ein zu unerhörtes Wunder!

* * *

An Eliza Wille. 1864.

Es ist ein hinreißender Umgang. Dieser Drang nach Belehrung, dies Erfassen, dies Erbeben und Erglühen ist mir nie so rückhaltlos schön zuteil geworden. Und dann diese liebliche Sorge um mich, diese reizende Keuschheit des Herzens, jeder Miene, wenn er mir sein Glück versichert, mich zu besitzen; so sitzen wir oft Stunden da, einer in dem Anblick des andren verloren. Er prahlt nicht mit mir: wir sind ganz für uns. Wollte ich — so sagt man mir — so stünde mir der ganze Hof offen: Er würde mich nicht begreifen, wenn ich da nach einer ehrgeizigen Rolle verlangte. So schön und echt ist alles. —

* *
*

An Eliza Wille. 1864.

Meine Einsamkeit ist furchtbar. Nur wie auf höchster Bergesspitze kann ich mit diesem jungen König mich erhalten. (Die Verlassenheit meines Hausstandes, die Nötigung, mit Dingen, für die ich wirklich nicht gemacht, mich noch immer einzig selbst mich zu befassen, lähmt meine Lebensgeister: ich hab' jetzt wieder umzusiedeln, ein Hauswesen einzurichten gehabt, um Messer, Gabel, Schüsseln und Töpfe, Bettwäsche usw. mich zu bekümmern gehabt. Ich Verherrlicher der Frauen! Wie überlassen sie mir so freundlich dafür ihre Besorgungen. —)

Von meinem jungen König nur dies eine, daß, wenn ich wirklich nicht ganz und voll glücklich bin, an ihm es nicht liegt. Von der Herrlichkeit dieses Verhältnisses haben Sie doch gewiß noch keinen vollen Begriff. Den sollen Sie auch bei mir erhalten; kurz — das männliche Geschlecht hat sich durch diesen Vertreter vollständig bei mir rehabilitiert. —

* *
*

An Ludwig Schnorr von Carolsfeld. 1864.

. . . Das Ideal ist erfüllt. Es ist nichts Schöneres, Vollkommeneres denkbar! —

Ein junger König, voll Geist, Tiefe und unglaublicher Innigkeit, der offen vor seiner Umgebung mich als seinen einzigen und wahren Erzieher nennt. Er kennt meine Werke und Schriften wie vielleicht kein andrer, ist mein Schüler — wie vielleicht kein andrer, und fühlt sich berufen, alles zu verwirklichen, was irgend von meinen Plänen durch Menschen verwirklicht werden kann. Und dazu ist er königlich: er hat keinen Vormund, steht unter keinem Einfluß, und gibt sich den Regierungsgeschäften so ernst und sicher hin, daß alle wissen und fühlen, er sei wirklich König.

Was ich in ihm gefunden habe, ist nicht zu beschreiben. Täglich werde ich durch seinen hinreißenden Umgang mehr inne, welches unglaubliche Wunder mir hier mein Schicksal zugeführt hat . . .

Ich habe keinen Titel, keine Funktion, keine Verpflichtung: ich bin nichts als Richard Wagner. Mit mir verachtet der König das Theater und namentlich die Oper. Er weiß mit mir, daß nur durch außerordentliche Leistungen auch nach jener Seite zu Einfluß geübt werden kann. Diese zuzeiten zu veranlassen, steht ganz in meiner Macht.

* *
*

An Eliza Wille. 1864.

Der König sagt mir, er glaube es noch immer nicht, daß er mich wirklich habe! — Seine Briefe an mich kann niemand ohne Staunen und Entzücken lesen. Liszt meinte, er stehe darin an Rezeptivität mit meiner Produktivität auf vollkommen gleicher Höhe. Es ist ein Wunder! —

* *
*

An Eliza Wille. 1865.

Die wundervolle Liebe des Königs hält mich im Leben: er sorgt für mich wie noch nie ein Mensch für den andern sorgte. Ich lebe in ihm auf und will ihm meine Werke noch schaffen. Für mich lebe ich wirklich eigentlich nicht mehr. Doch hält er eben mir alles

fern, was mich an das Leben und die Wirklichkeit erinnert: ich kann nur noch träumen und schaffen.

So geht es und wird es gehen. Meine Arbeitslust verschlingt mein ganzes Gedenken. Die Nibelungen werden nun vollendet: ein Parzival ist schon entworfen. Es ist alles wundervoll, traumhaft: sonst wäre alles tödlich schmerzhaft. (Wagners Freund Ludwig Schnorr von Carolsfeld, der geniale erste Darsteller des Tristan, war kurz nach den Münchner Aufführungen in Dresden plötzlich an der „springenden Gicht" gestorben. Dies zur Erklärung des Ausdrucks „tödlich schmerzhaft". D. H.)

* * *

An Eliza Wille. 1865.

Jetzt gilt es, dem jungen König etwas Zeit zu lassen, damit er das Regieren und Herrsein nun ein wenig lerne. Die Schule der jetzigen Leiden wird für ihn gut sein. Seine zu große Liebe zu mir machte ihn für alles Umschauen nach andern Verhältnissen blind: so war er leicht zu täuschen. Er kennt niemand und — muß nun erst die Leute kennen lernen. Doch hoffe ich für ihn. Wie ich seiner Liebe ewig gewiß bin, vertraue ich auch auf die Entwicklung seiner herrlichen Anlagen. Er hat nur noch etwas mehr Menschen kennen zu lernen. Dann wird er schnell das Rechte treffen.

* * *

An Frau Marie v. Muchanow (geb. v. Kalergis).

Mein Schicksal hat eine ungeahnte, unerhört schöne Wendung genommen. Ich war am Vergehen; jede Bemühung für mein Gedeihen war fehlgeschlagen; das sonderbarste, fast dämonische Mißgeschick vereitelte jeden meiner Schritte; ich war entschlossen, für alle Zeiten mich in eine Zuflucht zurückzuziehen und für immer jeder künstlerischen Unternehmung zu entsagen.

In den Wochen, wo dieses alles reifte, ließ der junge König von Bayern, kaum zur Regierung gelangt, mich überall da aufsuchen, wo ich nicht zu finden war. Endlich in Stuttgart traf mich sein Abgesandter, der mich zu ihm führte. Was soll ich Ihnen nun sagen? Das Undenklichste und doch einzig mir Nötige ist eine volle Wahrheit geworden. — — Ich bin frei, nichts habe ich mehr zu tun als meine Werke zu vollenden, zu schaffen und vollkommen auszuführen. Die ‚Nibelungen' sind wieder begonnen, ganz nach meinem Plan. — — In diesem herrlichen Jünglinge lebt meine Kunst wie mit sichtbaren Trieben: er ist mein Vaterland, meine Heimat, mein Glück!

* * *

An den Schwager Heinrich Wolfram. 1865.

Ich hoffe, eine Zeitlang durch stille Arbeit mich wieder zu kräftigen. Dies macht nur die Liebe eines unbegreiflich schönen und tiefsinnigen Wesens möglich; ein so wunderbar begabter und für mich geborener Mensch wie dieser junge König von Bayern mußte es sein! Was er mir ist, kann niemand fassen: mein Beschützer und mein Begeisterer. In seiner Liebe ruhe ich mich aus und stärke mich, meine Aufgabe zu vollbringen.

* * *

An die Schwester Luise Brockhaus. 1867.

Nur seine (des Königs Ludwig. D. H.) eigne Liebe zu mir hat es mir endlich möglich gemacht, ihm die Kraft zu erwecken, um sich und sein Land aus höchster Schmach zu befreien. Ich darf hoffen, jetzt alles für ihn in der besten Wendung angekommen zu sehen, und darf mir sagen, mit Schmerzen, von denen niemand etwas weiß noch wissen soll, ihm die Sicherung eines edlen Schicksals gewonnen zu haben.

* * *

An August Röckel. 1865.

Da fällt nun ein Jüngling vom Himmel, von den Sternen für mich bestimmt: Er kennt mich — durch Offenbarung wie kein Mensch: er preist sein Los, das ihn so jung zum König machte, um mich — zu beglücken, mein Ideal zu erfüllen — nichts sonst hat ihm Sinn und Zweck! — So! — Nun denke Dir Bayern, München, und sage Dir das Weitere!

Über Musik, Musiker und Theater

An Siegfried Lehrs. 1843.

Ich erkenne mit Schrecken, wie schlecht es steht um unser nationales Ehrgefühl auch in bezug auf dramatische Musik: die lange Zeit, wo unsre Theater ausschließlich der französischen und italienischen Musik geöffnet waren, läßt sich selbst jetzt noch in ihren Folgen verspüren, wo doch Franzosen und Italiener gänzlich ihren Kredit verloren haben. Hat die Aufführung einer Oper in Deutschland Aufsehen gemacht, so war es die meines „Rienzi"; ich erhalte immer mehr Belege dafür, daß diese Erscheinung literarisch und persönlich bis in die äußersten Winkel Deutschlands besprochen worden ist: und noch kein auswärtiger Direktor macht bis jetzt ernstliche Anstalten, die Oper zu geben! Jeder, scheint es, will erst noch abwarten, was diese erst da und dort noch macht, — und dies geschieht, während eine neue französische Oper nach der andern bei uns durchfällt!! — Weil ich aber eben den Grund des Übels erkenne, verzage ich nicht, sondern strenge mich desto mehr an, es mit der Zeit gründlich zu kurieren. Es wird langsam gehen, aber es wird und muß gehen!

* * *

An Siegfried Lehrs. 1842.

Europäisch können wir Opernkomponisten nicht sein, — da heißt es — entweder deutsch oder französisch! Man sieht es ja, was so ein Hans-Narre wie der Meyerbeer uns für Schaden macht; halb in Berlin, halb in Paris, bringt er nirgends etwas zustande, am allerwenigsten in Berlin; — wie scheußlich es dort steht, ist gar nicht zu beschreiben, das kommt davon, wenn man den Mantel so nach allen Winden hängen lassen muß, wie Freund Giacomo!

* * *

An Siegfried Lehrs. 1843.

Wie mir die Leipziger gesinnt sind, kannst Du aus der Leipziger Musikalischen Zeitung erkennen: dieses Organ Mendelssohns hat fast noch kein Wort über meine Opern mitgeteilt! Ich weiß aus guter Quelle, daß Mendelssohn — der jetzt auch eine Oper komponieren will — mehr als eifersüchtig auf mich ist: — die Leipziger Clique, die nun Mendelssohn unbedingt gehorcht, weiß nicht, was sie mir für ein Gesicht schneiden soll: — die Esel! Gebe doch Gott, daß Mendelssohn eine tüchtige Oper herausbrächte, so wären wir ihrer zwei und könnten mehr ausrichten als einer allein.

* * *

An Robert Schumann. 1843.

Die Zeit des Bellinismus hat sich hier gänzlich überlebt; und wenn er vielleicht noch irgendwo haftet, so ist dies bei einer gewissen Clique der hohen Welt.

* * *

An die Schwester Rosalie. 1833.

Wir haben die Oper (Hans Heiling von Marschner. D. H.) hier auch aufgeführt, und ich finde allerdings die Musik auch recht hübsch und besonders die einzelnen Stücke; aber ein so gänzlicher Mangel an Totaleffekt ist mir noch in keiner Marschnerschen Oper

vorgekommen. Ich weiß nicht, die besten Effekte hat er ganz unbewußt vorübergehen lassen! — Was sind das für Aktschlüsse! — In den Chören welche Melodienlosigkeit! Im zweiten Finale behandelt er den Kulminationspunkt des Ganzen: „Er stammt vom Reich der Gnomen und der Zwerge und ist der Geisterfürst der Berge!“ so nachlässig und hebt die Steigerung so wenig hervor, daß man denkt, es geschieht etwas ganz Unbedeutendes! — Kurz, nicht eine einzige Nummer kann packen!

* * *

An die Einwohner von Riga anläßlich seines Benefizes. 8. Dez. 1837.

Norma ist von allen Schöpfungen Bellinis diejenige, welche neben der reichsten Melodienfülle die innerste Glut mit tiefer Wahrheit vereint, und selbst die entschiedensten Gegner neuitalienischer Musik haben dieser Komposition die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie, zum Herzen sprechend, ein inneres Streben zeige und der modernen Flachheit nicht huldige.

* * *

An Franz Liszt. 1849.

Die musikalisch schaffende Kraft dünkt mich wie eine Glocke, die — je umfangreicher sie ist — ihren vollen Ton erst von sich gibt, wenn sie durch die gehörige Kraft in vollen Schwung gesetzt ist: diese Kraft ist eine innerliche, und wo sie nicht als innerliche vorhanden, da ist sie gar nicht vorhanden: das rein Innerliche wirkt aber nicht eher, als bis es durch ein Verwandtes und doch Unterschiedenes von außen her erregt wird. Die musikalisch schöpferische Kraft bedarf dieser Anregung wahrlich nicht minder als jede andere künstlerische große Kraft, wirkt aber nur durch große Anregung; — habe ich nun vollen Grund, die Deinige (Liszts. D. H.) für groß zu halten, so wünsche ich ihr nun auch die entsprechende große Anregung; denn hier ist nichts willkürlich zu ersetzen oder zu ergänzen, wirkliche Kraft kann nur aus Notwendigkeit schaffen.

* * *

An Theodor Uhlig. 1850.

Deine zwei Aufsätze über die Beethovenschen Symphonien sind von der entscheidendsten Wichtigkeit, und mich hat es ganz hingerissen, die Kraft der Wahrheit in Deinen Anschauungen Dich selbst so überwältigen zu sehen, daß Du Dein eigenes früheres Kunstwesen zugunsten dieser Wahrheit in die Luft sprengst, ja — daß Du den ganzen von uns so tief und sympathisch empfundenen Beethoven — rein aus Liebe — vernichtest, um aus diesen herrlichen Trümmern die eine, wahre, ewige Kunst — das Gemeingut aller Menschen entstehen zu sehen, geradeso wie wir erkannten, daß Beethoven sich sein persönliches Wesen selbst vernichtete, um in der Allgemeinheit des Höheren aufzugehen.

* * *

An Eduard Hanslick. 1847.

Ich kann keinen dichterischen Stoff ergreifen, der sich nicht durch die Musik erst bedingt ... Glucks Dichtungen machten keineswegs einen erschöpfenden äußersten Anspruch an die Leidenschaftlichkeit der Musik ... Die Dichtungen der Mozartschen Opern rührten noch weniger an diesen äußersten Grundfesten der menschlichen Natur. Selbst Spontini und Weber haben das Höchste und Wahrste der Oper — als dramatisches Kunstwerk im ganzen — nicht erreicht; meine Arbeiten gelten mir nur als Versuche, ob die Oper möglich ist. — Was mich um eine Welt von Ihnen trennt, ist Ihre Hochschätzung Meyerbeers. Ich sage das mit voller Unbefangenheit; denn ich bin ihm persönlich befreundet und habe allen Grund, ihn als teilnehmenden, liebenswürdigen Menschen zu schätzen ... Was mir als innere Zerfahrenheit und äußere Mühseligkeit im Opernmachen zuwider ist, häufe ich in dem Begriff Meyerbeer zusammen.

* * *

An Robert Schumann. 1843.

Der Konzertsaal, wenn Ihr ihn so ausstattet wie in Leipzig, kann noch der einzige Zufluchts- und Kultusort der musikalischen Kunst

werden. Im Theater verzweifle ich fast trotz meiner Erfolge auf demselben! Was wird nicht alles auf diesen verfluchten Brettern applaudiert! Kann man sich auf einen dort errungenen Erfolg etwas zugute tun? Kaum! Bei dem Theater ist es ein Unglück, daß das Publikum aus Leuten besteht, die 1 Tlr. 8 Gr., 16 Gr., 8 Gr. und 4 Gr. zahlen. Bei Euren Konzerten zahlen alle 16 Gr. Das ist ein großes Glück. Ihr habt es mit einer Klasse zu tun und wir mit vielen, wovon die 1 Tlr. 8 Gr.-Klasse die schlechteste und die 4 Gr.-Klasse nicht die beste ist. Es ist ein Grauen, für ein solches Gemisch Musik machen zu sollen, und die einzige Rettung ist, sich gar nicht um sie zu kümmern.

* * *

An Theodor Uhlig. 1852.

Sonderbar, daß mir's wie Beethoven gehen muß; der konnte seine Musik nicht hören, weil er taub war (etwas anderes hätte ihn auch nicht verhindern können); ich kann die meinige nicht hören, weil ich mehr als taub bin, weil ich in meiner Zeit gar nicht lebe, weil ich als ein Toter unter Euch herumwandle, weil die weite Welt voll ..... Kerlen ist!

* * *

An Theodor Uhlig. 1852.

Das Charakteristische der großen Tonwerke Beethovens ist, daß sie wirkliche Dichtungen sind, daß in ihnen einen wirklichen Gegenstand zur Darstellung zu bringen versucht wird.

* * *

An Theodor Uhlig. 1852.

Mendelssohns Ausführung Beethovenscher Werke bezog sich stets nur auf die rein musikalische Essenz derselben, nie aber auf deren dichterischen Gehalt, den er gar nicht fassen konnte, sonst — hätte er ja auch selbst etwas ganz anderes zutage bringen müssen.

Mich hat Mendelssohns Direktion trotz der großen technischen Feinheit in der Hauptsache unbefriedigt gelassen; es war mir immer, als ob er sich nicht getraute, das sagen zu lassen, was Beethoven sagen wollte, weil er selbst mit sich nicht im reinen darüber war, ob da eigentlich etwas gesagt sei, und was? So hielt er sich immer nur mit dem feinsten musikalischen Witze an den Buchstaben und glich darin unsren Philologen bei ihrer Auslegung der griechischen Dichter, an denen diese immer nur den Buchstaben, die Partikeln, die Lesarten ꝛc. auszudeuten haben, nie aber den eigentlichen Gehalt. Mendelssohns grobe Fehler in der Auffassung der Tempi bezeugen deutlich seine eigentliche Unwissenheit von dem Inhalte der Tonstücke: jeder wird das verstehen, der z. B. sein Tempo zum ersten Satze der 9. Symphonie hörte, das er so *schnell* nahm, daß der ganze Satz geradeswegs zum Gegenteil dessen wurde, was er eigentlich ist. Hier erschien er mir plötzlich als der allergemeinste Musikmacher, und genau erkannte ich hieran den Grund davon, daß er selbst nichts anderes schaffen konnte, als er schuf. —

* * *

An Theodor Uhlig. 1852.

Gestern sah ich den „Vampyr" von *Marschner*. Eine neue Kurmethode: „Mondschein tut's freilich!" Sehr amüsiert hat mich, daß das Publikum von der Ekelhaftigkeit des Sujets gar nicht betroffen wird: es ist dies natürlich nur Stumpfführigkeit, die im entgegengesetzten Falle von der Zartheit ebenfalls unbetroffen bleibt. In der Oper kann man den Leuten Kinder auf dem Theater schlachten und fressen lassen, ohne daß sie merken, was vorgeht. Die Musik hat mich im *ganzen* diesmal auch degoutiert: dieses Duett-, Terzett- und Quartettsingen und -nähten ist doch rasend dumm und geschmacklos, da es eben noch ohne Sinnenreiz bleibt und somit rein nur gespielte und gesungene Noten bietet. Was davon Ausnahme macht, lasse ich gern gelten, aber jetzt erst sehe ich, wie himmelweit *meine* Opern von diesem sogenannten „deutschen" Genre abstehen; es ist,

weiß Gott, nur gelehrt-impotent gemachte, deutsch versohlte und verlederte italienische Musik, durchaus nichts anderes.

* * *

An Theodor Uhlig. 1852.

Wer in einem Urteil über meine Musik die Harmonie von der Instrumentation trennt, tut mir ebenso großes Unrecht wie der, der meine Musik von meiner Dichtung, meinen Gesang vom Worte trennt.

* * *

An August Röckel. 1854.

(Betr. den „Ring des Nibelungen". D. H.)

Wie vieles bei dem ganzen Wesen meiner dichterischen Absicht erst durch die Musik deutlich wird, das habe ich nun wieder ersehen: ich kann jetzt das musiklose Gedicht gar nicht mehr ansehen. Mit der Zeit denke ich Dir auch die Komposition mitteilen zu können. Für jetzt nur so viel, daß sie zu einer festverschlungenen Einheit geworden ist: das Orchester bringt fast keinen Takt, der nicht aus vorangehenden Motiven entwickelt ist.

* * *

An Mathilde Wesendonk. 1861.

Die Musik macht mich nun einmal eigentlich ganz nur zum exklamativen Menschen, und das Ausrufungszeichen ist im Grunde die einzige mir genügende Interpunktion, sobald ich meine Töne verlasse! Das ist auch der alte Enthusiasmus, ohne den ich nicht bestehen kann; und Leiden, Kummer, ja Verdruß, üble Laune nimmt bei mir diesen enthusiastischen Charakter an, — weshalb ich denn auch gewiß andern so viel Not mache! —

* * *

An Franz Liszt. 1855.

(Betr. Konzerte in London 1855.)

Auch das Orchester kann mir keine Entschädigung bieten: es besteht fast nur aus Engländern, d. i. geschickten Maschinen, die nie in den rechten Schwung zu setzen sind; das Handwerk und das Geschäft ertöten alles. Ein Publikum, welches — wie mir allgemein versichert wird — sehr für mich eingenommen ist und doch niemals aus sich herausgebracht werden kann, das Ergreifendste ganz so wie das Langweiligste hinnimmt, ohne irgendwie zu verraten, daß es einen wirklichen Eindruck empfangen habe. Dazu dieser lächerliche Mendelssohn-Kultus.

* *
*

An Franz Liszt. 1855.

Sonderbar war das Geständnis von Mendelssohnianern, daß sie die Ouvertüre zu den „Hebriden" noch nie so gut gehört und verstanden hätten als unter meiner Leitung.

* *
*

An Otto Wesendonk. 1855.

(Englischer Kunstbetrieb.) An eine zu erzielende besondre Teilnahme, namentlich auch des Hofes, für meine Opern und für ein tüchtiges deutsches Theater ist nicht im entferntesten zu denken: die Königin z. B. ist voll des trivialsten Geschmackes, und zu irgend welcher Teilnahme für etwas Ungewohntes kommt hier gewiß niemand. Dies sieht man den Leuten am Wesen an. Die eigentliche Kunst ist ihnen etwas Wildfremdes, und zu ergreifen sind sie gewiß nicht, außer durch ihr Aus- und Einkommen. Mit welcher Gleichmütigkeit diese Menschen z. B. zuhörten, als ihnen 30 Sekunden nach dem Schluß der „Eroica" ein langweiliges Duett vorgesungen wurde, war für mich doch etwas Neues zu erfahren: alle Welt versicherte mir, daran nehme niemand den geringsten Anstoß; und ganz so wie die Symphonie wurde das Duett applaudiert.

* *
*

An Otto Wesendonk. 1855.

Nun lassen Sie uns von englischen Geschäften zur englischen Musik kommen, worunter — man ebenfalls nur Geschäfte zu verstehen hat . . .

Die eigentliche Wonne der Engländer ist das Oratorium: da wird ihre Musik der Interpret ihrer Religion — passez-moi le mot! — Vier Stunden sitzen sie in Exeter-Hall und hören eine Fuge nach der andern an, in sicherer Überzeugung, nun ein gutes Werk verrichtet zu haben, wofür sie einst im Himmel nichts wie die schönsten Opernarien zu hören bekommen werden. Diesen tief brünstigen Drang des englischen Publikums hat Mendelssohn so schön verstanden und ihm Oratorien komponiert und dirigiert, wofür er denn auch der eigentliche Heiland der englischen Musikwelt geworden ist: Mendelssohn ist den Engländern vollkommen das, was den Juden ihr Jehova ist.

* * *

An Otto Wesendonk. 1855.

Das eigentlich Widerliche und mich tief Kränkende besteht größtenteils in dem Charakter meiner Funktion selbst, indem ich genötigt bin, eine Rolle als Konzertdirigent zu spielen und den unkünstlerischen Ansichten und Gewohnheiten mich zu fügen, ohne selbst nur die Genugtuung zu haben, meine Einwände verstanden zu wissen.

* * *

An Franz Liszt („Über die Goethestiftung"). 1851.

Mit unsrem Theater kann sich bei der heillosen Verderbnis, in die es seit Goethes fruchtlosem Bemühen vollends verfallen ist, der edlere Geist unseres dichterischen Vermögens gar nicht befassen, ohne sich zu beflecken: er trifft hier einen herrschenden und gesetzgebenden schlechten Zustand, dem er nicht beizukommen vermag, ohne sich selbst bis zur vollsten Unkenntlichkeit zu entstellen.

* * *

An Franz Liszt (Über die Goethestiftung"). 1851.

Die „Goethestiftung" kann zunächst nur ein einziges bezwecken wollen: die Herstellung eines Theaters im edelsten Sinne des dichterischen Geistes der Nation, d. h. ein Theater, welches dem eigentümlichen Gedanken des deutschen Geistes als entsprechendes Organ zu seiner Verwirklichung im dramatischen Kunstwerke diene.

* * *

An Musikdirektor Rabe. 1852 oder 53?

Jedem, der bei einem unsrer kleineren Theater als Musikdirektor fungiert, kann ich, sobald er eben nicht ein ganz borniertes Gewohnheitsvieh ist, immer nur wünschen und raten, eine Stellung außerhalb des Theaters zu bekommen, wo zum unaussprechlichen Ennui doch nicht wenigstens die offenbare Schande und Ehrlosigkeit kommt ... ein anständiger Künstler muß in kürzester Zeit dabei zugrunde gehen.

* * *

An Franz Liszt. 1856.

Nichts ist falscher und zweckloser, als das Vertrautwerden mit Kompositionen durch mühsames, unterbrochenes, stümperhaftes Klavierspielen zu versuchen, wohingegen nur eine gute, schnell im richtigen Tempo durch den Ausdruck vollkommen unterstützte Vorführung das ganze Bild in seinen mannigfaltigen Farben ganz gewahren lassen kann.

* * *

An Hans von Bülow. 1856.

Liszts neue Kompositionen haben mich ganz gewonnen: die Esel — und das sind sie ziemlich alle — werden lange zu tun haben, ehe sie dieses Phänomen unterbringen. Mir ist er klar und nah, selbst da, wo ich ihm ferner stehe, und ich bin über den eminenten Wert seiner Schöpfungen mit mir ohne allen Widerspruch einig. In

St. Gallen — wo man eine Art Musikfest für uns bereitete — führte er mir seinen Orpheus und die Préludes auf, von denen ich den ersteren für ein ganz einziges Meisterwerk von der höchsten Vollkommenheit halte. Auch die Préludes, denen ich nur etwas mehr Originalität des Hauptmotivs wünschte, sind schön, frei und nobel.

* * *

An Franz Liszt. 1856.

Deine symphonischen Dichtungen sind mir nun ganz vertraut geworden: sie sind die einzige Musik, mit der ich mich abgebe, da ich selbst während meiner Kur an das Arbeiten nicht denken darf. Täglich lese ich die eine oder andere Partie durch, so wie ich ein Gedicht durchlesen würde, fließend und ungehemmt. Mir ist's dann jedesmal, als ob ich in eine tiefe Kristallflut untertauchte, um dort ganz bei mir zu sein, alle Welt hinter mir gelassen zu haben und für eine Stunde mein eigentliches Leben zu leben. Erfrischt und gestärkt tauche ich dann wieder auf, um mich nach Deiner Gegenwart zu sehnen.

* * *

An Otto Wesendonk. 1856.

Liszts „Orpheus" hat mich tief eingenommen: dies ist eine der schönsten, vollendetsten, ja unvergleichlichsten Tondichtungen: der Genuß des Werkes war für mich groß.

* * *

An Franz Liszt. 1856.

Der Mazeppa (Symphon. Dichtung von Liszt. D. H.) ist doch furchtbar schön: ich war ganz außer Atem, als ich ihn nur das erstemal durchlas! Auch das arme Roß dauert mich: die Natur und die Welt sind doch schrecklich.

* * *

An Mathilde Wesendonk. 1859.

Nun denken Sie meine Musik, die mit ihren feinen, feinen, geheimnisvoll flüssigen Säften durch die subtilsten Poren der Empfindung bis auf das Mark des Lebens eindringt, um dort alles zu überwältigen, was irgend wie Klugheit und selbstbesorgte Erhaltungskraft sich ausnimmt, alles hinwegschwemmt, was zum Wahn der Persönlichkeit gehört, und nur den wunderbar erhabenen Seufzer des Ohnmachtsbekenntnisses übrig läßt —: wie soll ich ein weiser Mann sein, wenn ich nur in solch rasendem Wahnsinn ganz zu Hause bin?

* * *

An Friedrich Schön. 1882.

Oft habe ich erklärt, daß ich die Musik für den rettenden guten Genius des deutschen Volkes hielte, und es war mir möglich, dies an der Neubelebung des deutschen Geistes seit Bach bis Beethoven nachzuweisen: sicherer wie hier gab auf keinem anderen Gebiete die Bestimmung des deutschen Wesens, die Wirkung seines Gemütes nach außen sich kund; die deutsche Musik war eine heilige Emanation des Menschengeistes, und dämonisch leidende göttliche Naturen waren ihre Priester. Wie aber das Evangelium verblaßte, seit das Kreuz des Erlösers auf allen Straßen als Handelsware feilgeboten ward, so verstummte der Genius der deutschen Musik, seitdem sie vom Metier auf dem Allerweltsmarkte herumgezerrt wird und professionistischer Gassenaberwitz ihren Fortschritt feiert.

* * *

An den Kapellmeister Hermann Levi. 1876.

Fast bei allen meinen Künstlern muß ich darauf rechnen, daß sie willig sich von mir erst manches noch weisen lassen, was sie gar nicht kennen. Die Grundlage ist allerdings peinlichste Korrektheit, namentlich auch im Rhythmischen; ich verlange (vom Tannhäuser an), daß meine Sänger vom Rezitativ gar nichts wissen, sondern meine Noten nach dem kleinsten Bruchteile ihres melodischen Werts

richtig im Takte lernen, um so zu allererst zur Kenntnis meiner Intention für den Vortrag zu gelangen.

* * *

„Letzte Bitte" an „Meine lieben Getreuen" (d. h. Kundgebung an die Künstler am Tage der ersten Bayreuther Aufführung, 13. August 1876):

„Deutlichkeit! Die großen Noten kommen von selbst; die kleinen Noten und ihr Text sind die Hauptsache. — Nie dem Publikum etwas sagen, sondern immer dem andern; in Selbstgesprächen nach unten oder nach oben blicken, nie geradeaus! — Letzter Wunsch: Bleibt mir gut, ihr Lieben!"

Dichter und Dichtung

An Mathilde Wesendonk. 1858.

— Die Muse wie die Liebe beglückt nur freiwillig. Wehe dem Toren, wehe dem Liebloſen, der, was ſich freiwillig ihm nicht ergibt, mit Gewalt zwingen will!

* * *

An Theodor Uhlig. 1852.

Schaff Dir den Hafis an . . . Dieſer Perſer Hafis iſt der größte, der je gelebt und gedichtet hat.

* * *

An Auguſt Röckel. 1852.

Die Bekanntſchaft mit dieſem Dichter (Hafis. D. H.) hat mich mit wahrhaftem Schreck erfüllt; wir ſtehen mit unſrer ganzen pomphaften europäiſchen Geiſteskultur faſt tief beſchämt vor dem, was bereits der Orient einmal mit ſo ſichrer erhabener Geiſtesruhe hervorgebracht hat. Vermutlich würdeſt Du mein Erſtaunen teilen. Das ganze Verdienſt der neueren europäiſchen Entwickelung kann ich nur noch in einer univerſellen Zerſetzung erkennen, während ich die Erſcheinung jenes Orientalen als einen vorzeitigen individuellen Zug erkennen möchte.

* * *

An Mathilde Wesendonk. 1859.

Wolfram (von Eschenbach. D. H.) ist eine durchaus unreife Erscheinung, woran allerdings wohl großenteils sein barbarisches, gänzlich konfuses, zwischen dem alten Christentum und der neueren Staatenwirtschaft schwebendes Zeitalter schuld. In dieser Zeit konnte nichts fertig werden; Tiefe des Dichters geht sogleich in wesenloser Phantasterei unter. Ich stimme fast jetzt Friedrich dem Großen bei, der bei der Überreichung des Wolfram dem Herausgeber antwortete, er solle ihn mit solchem Zeuge verschont lassen! — Wirklich, man muß nur einen solchen Stoff aus den echten Zügen der Sage sich selbst so innig belebt haben, wie ich dies jetzt mit der Gralsage tat, und dann einmal schnell übersehen, wie so ein Dichter wie Wolfram sich dasselbe darstellte, um sogleich von der Unfähigkeit des Dichters schroff abgestoßen zu werden. (Schon mit dem Gottfried von Straßburg ging mir's in bezug auf Tristan so.) Nehmen Sie nur das eine, daß dieser oberflächliche „Tiefsinnige" unter allen Deutungen, welche in den Sagen der Gral enthielt, gerade die nichtssagendste sich auswählt.

* * *

An Franz Liszt. 1858.

Ich bin nahe daran, den Calderon einzig hochzustellen. Durch ihn hat sich mir auch die Bedeutung des spanischen Wesens erschlossen: eine unerhörte, unvergleichliche Blüte, mit solcher Schnelle der Entwicklung, daß sie bald beim Tode der Materie und — zur Weltverneinung gelangen mußte. Der feine und tiefleidenschaftliche Sinn der Nation gibt sich in dem Begriff der „Ehre" einen Ausdruck, in welchem sich das Edelste und zugleich das Schrecklichste zu einer zweiten Religion bestimmt. Die furchtbarste Selbstsucht und die höchste Aufopferung suchen zugleich dort ihre Befriedigung. Das Wesen der eigentlichen „Welt" konnte nie einen schärferen, blendenderen, beherrschenderen — und zugleich vernichtenderen Ausdruck erhalten. Die ergreifendsten Darstellungen des Dichters haben den Konflikt dieser „Ehre" mit dem tiefmenschlichen Mitgefühl zum Vor-

wurf; die „Ehre“ bestimmt die Handlungen, welche von der Welt anerkannt, gerühmt werden; das verletzte Mitgefühl flüchtet sich in eine fast unausgesprochene, aber desto tiefer erfassende, erhabene Melancholie, in der wir das Wesen der Welt als furchtbar und nichtig erkennen. Dieses wunderbar ergreifende Bewußtsein ist es nun, was in Calderon so bezaubernd schöpferisch gestaltend uns entgegentritt, und kein Dichter der Welt steht ihm hierin gleich.

* * *

An Mathilde Wesendonk. 1860.

Der Blick über die Welt hinaus ist der einzige, der die Welt versteht. So blickte Calderon: und wer hat das Leben, die Schönheit, die Blüte wundervoller nachgedichtet als er? —

* * *

An Mathilde Wesendonk. 1859.

Über Shakespeare mußte ich wieder lange lachen, was mich denn auf mein Lieblingsthema, den Umgang mit den Großen brachte, der uns schließlich doch immer wieder am besten über die Welt hinweghilft. Dieses wunderbar witzige Lächeln an Shakespeare! Diese göttliche Weltverachtung! — Es ist wirklich das Höchste, wozu der Mensch aus dem Elend sich aufschwingen kann; das Genie kann es nicht weiter bringen: nur der Heilige! Der braucht dann allerdings keinen Witz mehr!

* * *

An Mathilde Wesendonk. 1859.

Was über Raum, Zeit und Kausalität erhaben ist und dieser Hilfsmittel seiner Erkenntnis nicht bedarf, also das von diesen Bedingungen der Endlichkeit Losgelöste, von dem Schiller so schön sagt, daß es einzig wahr sei, weil es nie war; dieses der gemeinen Weltanschauung gänzlich Unerfaßbare erkennt nun der Dichter mit derselben, seine ganze Gestaltung bedingenden, in ihm liegenden Vorgebildetheit, daß er es mit unfehlbarer Gewißheit darzustellen vermag.

* * *

An Mathilde Wesendonk. 1859.

Daß Sie mir die Schillerschen Briefe noch schickten, war ein sehr guter Gedanke von Ihnen. Unterhaltung mit solchen Leuten ist mir doch das Liebste und geht mir selbst über die Politik. Ich lese auch die kleinsten Billette mit Interesse; sie erst machen mich mit dem lieben Menschen leben. Und darauf kommt's einem immer an; man will ganz intim mit solchen Leuten werden.

* * *

An Franz Liszt. 1856.

Goethes und Schillers Briefwechsel erbaute mich sehr; er brachte mir unser Verhältnis sehr nahe und zeigte mir köstliche Früchte, die unter glücklicheren Umständen unserem Zusamenwirken entsprechen könnten.

* * *

An Mathilde Wensendonk. 1859.

Freitag abend mußte ich noch viel über Schiller lachen; er hat diesen ganz einzigen Humor, den ich in dieser Liebenswürdigkeit doch an Goethe nicht kenne. Der Lorbeerkranz (so benannte Schiller aus nicht aufgeklärten Gründen seine mütterliche Freundin, Frau Professor Griesbach in Jena, D H.) [ich glaube seine Hauseigentümerin], dessen Zimmer im Herzen ungleich wohlfeiler sind als im Hause — wiewohl auch daran eher etwas zu verderben wäre —, ist vortrefflich. Ich danke Ihnen für diese Briefe sehr; ich möchte gar nichts weiter lesen als solche Intimitäten.

* * *

An Mathilde Wesendonk. 1858.

Ein Zeitalter der Schiller und Goethe! Nun, glücklicher kann man von der „Vorsehung" allerdings nicht ausgestattet werden.

* * *

An Mathilde Wesendonk. 1858.

Gestern sah ich die Ristori als Maria Stuart. Vor einigen Tagen sah ich sie zuerst als Medea, worin sie mir sehr gefiel, ja — einen ziemlich bedeutenden Eindruck machte. Ungemeine Virtuosität und eine bisher von mir noch nicht in dieser Vollendung gekannte Sicherheit der Gebärde im wechselnden Affekt. Was ich im voraus vermißte, da es übrigens der Medea fremd zu bleiben hatte, das erkannte ich nun aber deutlich als Hauptmangel ihrer Kunst, da es in Maria Stuart unerläßlich gefordert wird. Hier ist Idealität, Enthusiasmus, tiefe, schwärmerische Wärme nötig. Es war demütigend, wie die Künstlerin hier erlag, und ich fühlte mit einigem Stolze die Bedeutung und Höhe der deutschen Kunst, als ich mich entsann, daß ich schon von mehreren deutschen Schauspielerinnen gerade diese Aufgabe sehr erwärmend, ja hinreißend hatte ausführen sehen, während die Ristori im jähen Abspringen von raffinierter Prosa zu fast animalisch plastischem Affekt zeigte, daß sie die Aufgabe nicht entfernt nur ahnte, geschweige denn ihr gewachsen war. — Dieser ideale Nerv der deutschen Kunst ist es aber, der meine Musik und durch sie meine Dichtung möglich macht. — Worin besteht nun aber der Unterschied zwischen der gemeinen Idealität und jenem realistischen Spiele des Affekts? Sieh Du die Szene im dritten Akt der Maria Stuart an, wo sie im Garten die Freiheit begrüßt, und denke, daß die Ristori hier das meiste, ja fast alles ausließ, was nicht, als Ausgang zu einer Pointe des Haßgefühls gegen Elisabeth, ihr Anlaß zur Entwickelung ihres rapid wechselnden Affektenspieles gab.

* * *

An Mathilde Wesendonk. 1859.

Lesen Sie: „Schillers Leben und Werke" — von Palleske. Es ist erst ein Band erschienen. Solch eine Lektüre, die intime Lebens- und Entwickelungsgeschichte eines großen Dichters, ist doch das Sympathischeste auf der Welt. Mich hat es ungemein angesprochen. Den Palleske selbst muß man sich dann und wann wegdenken und nur sich an die unmittelbaren Mitteilungen von Schillers Freunden und

Freundinnen halten. Es wird Sie ungemein fesseln; ja, Sie werden an einigen Orten ganz — erstaunt sein. Schiller stand in seiner Jugend, als er in Mannheim beim Theater war, an einer Klippe, von der er durch eine herrliche, glücklich so früh in sein Leben tretende Erscheinung zurückgezogen wurde.

* * *

An Mathilde Wesendonk. 1859.

Mit Schiller beschäftige ich mich jetzt ungemein gern; Goethe hatte es schwer, sich neben dieser ungemein sympathischen Natur zu behaupten. Wie hier alles nur Erkenntniseifer ist! Man glaubt, dieser Mensch habe gar nicht existiert, sondern immer nur nach Geistes Licht und Wärme ausgeschaut. Seine leidende Gesundheit stand ihm scheinbar hier gar nicht im Wege. Zur Zeit der Reife scheint er doch auch von bewältigenden moralischen Leiden ganz frei gewesen zu sein. Es scheint da alles erträglich mit ihm gestanden zu haben. Und dann gab es für ihn so viel zu wissen, was damals, wo Kant noch so Wichtiges im Unklaren gelassen hatte, schwierig zu erwerben war, namentlich für den Dichter, der sich auch im Begriffe recht klar werden will. Eines fehlte diesen allen: die Musik! Aber sie hatten sie eben im Bedürfnis, in der Ahnung. Deutlich drückt sich das oft aus, namentlich in der höchst glücklichen Substituierung des Gegensatzes von „plastischer" und „musikalischer" Poesie für den von „epischer" und „lyrischer". Mit der Musik ist nun aber eine Allmacht gewonnen, gegen welche die Dichter jener so wundervoll suchenden, strebsamen Entwickelungsepoche mit ihren Arbeiten sich doch nur wie Skizzenzeichner verhielten. Deshalb gehören sie mir aber so innig an: sie sind mein leibhaftiges Erbstück. Aber glücklich waren sie — glücklicher ohne die Musik! Der Begriff gibt kein Leiden; aber in der Musik wird aller Begriff Gefühl; das zehrt und brennt, bis es zur hellen Flamme kommt und das neue wunderbare Licht auflachen kann! —

* * *

An Mathilde Wesendonk. 1859.

Mit Plutarchs großen Männern geht mir's recht, wie Schiller (nicht ganz richtiger Weise) es mit Winkelried ging. Da läßt sich doch eher sagen, ich danke Gott, nicht mit diesen zusammenzugehören. Häßliche, kleine, gewaltsame Naturen, unersättlich — weil sie so gar nichts in sich haben und deshalb immer nur von außen in sich hineinfressen müssen. Gehe man mir mit diesen großen Männern! Da lobe ich mir Schopenhauers Wort: Nicht der Welteroberer, sondern der Weltüberwinder ist der Bewunderung wert! Gott soll mir diese „gewaltigen" Naturen, diese Napoleone ꝛc. vom Halse halten.

* * *

An Mathilde Wesendonk. 1859.

Aus meinen Büchern griff ich unsern lieben Schiller heraus. Ich las gestern die Jungfrau und war so musikalisch gestimmt, daß ich namentlich das Stillschweigen Johannas, als sie öffentlich angeklagt wird, vortrefflich mit Tönen ausfüllen konnte: ihre Schuld, — die wunderbare. — Heute hat mich eine Rede des Posa (am Schluß des zweiten Aktes) über die Unschuld und Tugend wirklich in Erstaunen gesetzt wegen der unglaublichen Schönheit der poetischen Diktion. Wie leid tut es mir, einer Aufforderung, die mir kürzlich vom Komitee der Schillerfeier in Berlin zuging (einen Gesang dazu zu schreiben), nicht entsprechen zu können.

* * *

An Mathilde Wesendonk. 1859.

Ich griff heute zum Tasso und las ihn schnell hintereinander. Das ist doch ein ganz einziges Gedicht, und ich wüßte ihm durchaus nichts zu vergleichen. Wie das Goethe schreiben konnte! Wer hat recht? wer unrecht? Es sieht ein jeder, wie er sieht, und nicht anders sehen kann. Was dem einen eine Mücke dünkt, ist dem andern ein Riese. Endlich gewinnt doch nur unser Herz, wer am meisten leidet,

ASSOCIATION WAGNÉRIENNE DE BELGIQUE

und eine Stimme sagt uns auch, daß er am tiefsten blickt. Eben weil er in jedem Falle alle Fälle sieht, dünkt ihm der kleinste so ungeheuer, und sein Leiden zeigt uns, was eigentlich an dem Falle ist, wenn man ihn bis auf seinen tiefsten Grund erwägt. Nur daß das beim Dichter so furchtbar schnell geht, weil er eben alles auf einen Blick hat, macht ihn den anderen unverständlich. —

Aber die Meisterin des Leidens ist offenbar die Prinzessin. Für den sehr tief Blickenden gibt es hier eigentlich nur einen Gegensatz, den zwischen Tasso und der Prinzessin: Tasso und Antonio sind weniger Gegensätze, auch interessiert ihr Konflikt den Tieferen weniger, denn hier kann es zur Ausgleichung kommen. Antonio wird den Tasso nie verstehen, und dieser wird jenen nur gelegentlich, wenn er in der Abspannung sich verliert, zu verstehen der Mühe wert halten. Alles, um was es sich zwischen diesen beiden Männern handelt, ist ganz wesenlos und nur dazu da, das Leiden für Tasso, sobald er will und heftig verlangt, in das Spiel zu setzen. Blicken wir aber über das Stück hinaus, so bleibt uns nur die Prinzessin und Tasso übrig; wie werden sich diese Gegensätze ausgleichen? Da es hier auf das Leiden ankommt, hat die Frau den Vorsprung; wird Tasso von ihr lernen? Bei seiner Heftigkeit fürchte ich eher seinen Wahnsinn. Das hat der Dichter wunderbar vorgebildet.

* * *

An Mathilde Wesendonk. 1859.

Soeben habe ich noch den Egmont zu Ende gelesen. Der letzte Akt ist doch sehr schön. Sonst störte mich diesmal in dem Stücke die Prosa: nach dem Tasso kommt einem so etwas doch nur wie eine unausgeführte Skizze vor. Viel lebensvolle Züge und doch kein recht lebensvolles Ganzes. Es ist noch kein rechtes Kunstwerk, und ich glaube, in diesem Sinne ist auch der Tasso einzig. Doch war ich auch diesmal zu ergreifen, aber namentlich vom letzten Akt.

* * *

An Mathilde Wesendonk. 1860.

Goethe in Rom ist eine sehr erfreuliche und bedeutende Erscheinung: was er da ausbeutete, kam allen zugute und Schillern ersparte er dadurch entschieden das Selbstsehen; dieser konnte sich nun vortrefflich behelfen und seine edelsten Werke schaffen, während Goethe mit der Zeit seine Augenlust bis zur Grille verfolgte, so daß wir ihn am Ende mit wunderlicher Begier beim Münzensammeln ankommen sehen. Er war ein ganzer und vollkommener Augenmensch.

Kunst und künstlerischer Beruf

An Theodor Uhlig. 1849.

Ich hoffe, sie (Minna, geb. Planer, Wagners erste Frau. D. H.) auch überzeugt zu haben, daß wer mir hilft, in meiner Person nur meiner Kunst und der heiligen Sache, für die ich kämpfe, helfen will.

* * *

An Franz Liszt. 1849.

Nur eines habe ich vor mir, und eines kann und will ich immer froh und freudig tun: arbeiten, d. h. für mich: Opern schreiben. Zu allem übrigen bin ich untauglich: eine Rolle spielen, eine Stelle einnehmen — kann ich nie, — und ich würde diejenigen betrügen, denen ich versprechen wollte, mich einer andern Tätigkeit hinzugeben.

* * *

An Franz Liszt. 1849.

— Ach Kinder! gäbet Ihr mir wie einem mittelmäßigen Handwerker zu leben, Ihr solltet wahrlich Freude an meinem ungestörten Schaffen haben, das Euch alles gehören sollte.

* * *

An Franz Liszt. 1849.

Im einzelnen, Aphoristischen, gelangen wir nicht zur Ruhe, erst im großen ganzen ist eine große Kraft ganz bei sich, mächtig und daher bei aller Erregtheit auch ruhig ... Alle Übel, die mir widerfahren sind, waren die naturnotwendigen Folgen der Entzweiung meines eigenen Wesens: die Kraft, die meine eigene ist, ist eine durchaus unnachgiebige und unteilbare; sie rächt sich mit Ungestüm durch ihre Natur, wenn ich sie durch äußeren Zwang ableiten oder teilen will. Ganz der sein, der ich sein kann und daher jedenfalls auch sein soll, vermag ich nur dann, wenn ich allen den Äußerlichkeiten entsage, die für mich nur unter jenem äußeren Zwange zu gewinnen sind: ich würde um ihretwillen immer und ewig meine Kraft zersplittern, immer und ewig dieselben Übel über mich heraufbeschwören. Ich bin in allem, was ich tue und sinne, nur Künstler, einzig und allein Künstler ... Ich habe nichts gelernt als meine Kunst, und diese kann ich heutzutage ganz unmöglich zum Erwerb verwenden: die Öffentlichkeit kann ich nicht suchen, meine einzige künstlerische Erlösung könnte einst nur dadurch vollbracht werden, daß die Öffentlichkeit mich suchte.

* * *

An die Schwester Ottilie Brockhaus. 1868.

In vielen Dingen habe ich sogar den wunderlichen Stolz der buddhistischen Bettelmönche, welche um Almosen baten, nicht weil sie deren bedürftig waren, sondern um den Spendenden das Verdienst des Gebens zuzuwenden.

* * *

An Theodor Uhlig. 1844.

Sie glauben nicht, welche Freude man an der Begnügsamkeit findet, wenn man sich dadurch das edelste Gut, die Freiheit, gesichert weiß.

* * *

An Theodor Uhlig. 1849.

Was ist die gemeine Sorge um die sogenannte — bürgerliche Zukunft — gegen das Bewußtsein, in seiner edelsten Tätigkeit nicht despotisiert zu sein! Wie wenige Menschen haben sich selbst wirklich lieber als ihren Magen! Nun, ich habe gewählt, und der Sorge der Wahl wäre ich nun überhoben: so fühle ich mich denn im Innersten auch frei, und was mich von außen her quält, kann ich verachten; den üblen Einwirkungen der zivilisierten Barbarei unsrer Zeit kann sich keiner entziehen, aber wir können machen, daß sie unser bestes Wesen nicht beherrschen.

* * *

An Theodor Uhlig. 1849.

Ich will glücklich sein, und das ist der Mensch nur, wenn er frei ist: nur der Mensch ist aber frei, der das ist, was er sein kann und deshalb sein muß. Wer daher der inneren Notwendigkeit seines Wesens genügt, ist frei, weil er sich bei sich fühlt, weil alles, was er tut, seiner Natur, seinen wirklichen Bedürfnissen entspricht, wer aber nicht seiner inneren, sondern einer äußeren Notwendigkeit folgt, gehorcht einem Zwange, er ist unfrei, Sklave, unglückselig. Den Druck eines äußern Zwanges, wenn wir ihm nicht die innere Notwendigkeit opfern, verlacht aber der freie: er kann dann nur Mückenstiche, nie aber Herzenswunden verursachen. Nun möge aus mir werden, was da wolle, wenn nur das aus mir wird, was meiner Natur nach aus mir werden soll, so werde ich das Rechte, — und wenn mich auch kein Gaffer mehr beachtet. —

* * *

An Theodor Uhlig. 1850.

Du glaubst nicht, welche undenkliche Mühe ich mir jetzt in diesem Sinne gebe bei allen denen, die nur erst halb verstehen, das ganze Verständnis hervorzurufen: ja selbst meine Feinde, die noch gar nicht verstehen oder verstehen wollen, möchte ich zum Verständnis

bringen: — und endlich freue ich mich doch nur darüber, selbst immer mehr zum Verständnis zu kommen.

* * *

An Ferdinand Heine. 1849.

... Seitdem ich mir nun ganz klar bin, daß unsre ganze öffentliche Kunst keine Kunst ist, sondern nur künstlerisches Handwerk, daß sie mit allen Fundamenten, auf die sie aufgebaut ist, ohne Erbarmen zum Teufel fahren muß, seitdem habe auch ich erst die rechte Freude am Kunstwerk gewonnen, an dem Kunstwerk, das der Zukunft ganz naturgemäß von selbst entwachsen wird, und an dem ich für mein Teil, da ich seine Bedingungen erkenne, schon jetzt mit Lust und Liebe arbeiten kann und werde. Dieser Prozeß ... geht allerdings nicht unter Austern- und Kucheneſſen in der gemütlichen Sofaecke vor sich, sondern auf dem breitesten Markte des Lebens muß man seine Zähne erst einmal mit Steinebeißen üben, ehe das Auge so hell wird, als die innerste Natur dieses Auges es zuläßt.

* * *

An Ferdinand Heine. 1852.

Wohl habe ich vielen Grund zur Beschämung, auch von Euch im Wichtigsten noch so mißverstanden zu werden. Gar nichts liegt mir daran, ob man meine Sachen gibt: mir liegt einzig daran, daß man sie so gibt, wie ich's mir gedacht habe; wer das nicht will und kann, der soll's bleiben lassen.

* * *

An Carl Gaillard. 1844.

Ich bilde mir auf meinen Dichterberuf wahrlich nichts ein und gestehe, daß ich nur aus Notdurft, weil mir keine guten Texte geboten wurden, dazu griff, mir diese selbst zu dichten. Jetzt aber würde es mir ganz unmöglich sein, ein fremdes Opernbuch zu komponieren, und zwar aus folgendem Grunde: — Es ist bei mir nicht der Fall, daß

ich irgend einen beliebigen Stoff wähle, ihn in Verse bringe und dann darüber nachdenke, wie ich auch eine passende Musik dazu machen wolle; — bei dieser Art des Verfahrens würde ich allerdings dem Übelstande ausgesetzt sein, mich zweimal begeistern zu sollen, was unmöglich ist. Die Art meiner Produktion ist aber anders: — Zunächst kann mich kein Stoff anziehen als nur ein solcher, der sich mir nicht nur in seiner dichterischen, sondern auch in seiner musikalischen Bedeutung *zugleich* darstellt. Ehe ich dann daran gehe, einen Vers zu machen, ja eine Szene zu entwerfen, bin ich bereits in dem musikalischen Dufte meiner Schöpfung berauscht, ich habe alle Töne, alle charakteristischen Motive im Kopfe, so daß, wenn dann die Verse fertig und die Szenen geordnet sind, für mich die eigentliche Oper ebenfalls schon fertig ist, und die detaillierte musikalische Behandlung mehr eine ruhige und besonnene Nacharbeit ist, der der Moment des eigentlichen Produzierens bereits vorangegangen ist. Dazu müssen aber auch allerdings nur Stoffe gewählt werden, die keiner anderen Behandlung als nur der musikalischen fähig sind: nie würde ich einen Stoff wählen, der von einem geschickten Theaterdichter ebensogut zu einem rezitierenden Drama benützt werden könnte. Als Musiker kann ich aber Stoffe wählen, Situationen und Kontraste erfinden, die dem dramatischen Dichter für das Schauspiel stets fremd bleiben müssen. Hier dürfte also auch der Punkt sein, wo Oper und Drama sich vollkommen scheiden und beide nebeneinander ruhig ihre Richtung verfolgen können. Wenn es die heutige Aufgabe des dramatischen Dichters ist, die materiellen Interessen unserer Zeit vom moralischen Standpunkte aus zu läutern und zu vergeistigen, so ist dem Operndichter und -komponisten überlassen, die ganze heilige Poesie, wie sie uns aus den *Sagen und Geschichten der Vorzeit* anweht, in dem ganzen ihr eigenen Dufte hervorzuzaubern, denn die Musik bietet hier das Mittel zu Kombinationen, wie sie dem Dichter allein, zumal unsern Schauspielern gegenüber, nicht zu Gebote stehen. Dies ist der Weg, die Oper zugleich auf einen höheren Standpunkt zu erheben, den wir dadurch erniedrigen, daß wir dem Komponisten zumuten, Alltäglichkeiten, Intrigen usw. seinen Eingebungen zugrunde

zu legen, welche dem modernen Lust- und Schauspieldichter ohne Musik darzustellen weit besser gelingen.

Zu meiner nächsten Oper habe ich die schöne und so eigentümliche Sage vom Tannhäuser gewählt, der im Venusberge verweilte und dann zur Buße nach Rom zog; ich habe diese Sage in Verbindung mit dem Sängerkriege auf der Wartburg gebracht, wo Tannhäuser die Stelle des Heinrich von Ofterdingen vertritt. Durch diese Verbindung erhalte ich ein reiches dramatisches Leben. Bei diesem Stoffe, glaube ich, wird es recht klar werden, daß ihn nur ein Musiker behandeln konnte.

* * *

An Friedrich Schmitt. 1853.

Du scheinst gar keinen Begriff von der vollkommenen Abgeschiedenheit zu haben, in der ich lebe ... Wo zum Teufel hast Du je von mir erfahren, daß ich „Reformator" der Oper sein will? Für mich kann die Oper sein und werden, was sie Lust hat, mir graut darum kein Haar. — Wohl habe ich — als einziges künstlerisches Vorhaben — dereinst ein Unternehmen im Willen, wozu Deine Tätigkeit mir vom wichtigsten Nutzen sein könnte: dies gilt nicht etwa der Gründung irgendwelches Institutes, sondern einer ganz ausnahmsweisen Aufführung dramatischer Werke von meiner neuesten und nächsten Arbeit.

* * *

An Friedrich Schmitt. 1854.

Liebster, laß Dir aufrichtig in bezug auf Deine Gesangschule sagen: — ich verstehe nichts davon, wie überhaupt nichts von Theorie. Daß ich mich vor einigen Jahren ausschließlich einmal mit quasi theoretischem Schriftstellern befaßte, hat meine Kopfnerven bis zum Wahnsinn ruiniert: es ist gegen meine Natur, und wenn ich mich jetzt besser fühle, danke ich das wesentlich meiner jetzigen außerordentlichen Beschäftigung als Dichter und Musiker ... Meine letzten Opern — für die ich endlich doch auch das frischeste Interesse verloren

hatte — habe ich dem Teufel überlassen, d. h. den deutschen Theatern . . .

* * *

An die Schwester Luise Brockhaus. 1852.

Mein Leben ist verwirkt, und ich kann es, das nie genossene, nur noch künstlich fristen, eben — durch die Kunst. Wie verzweifelt ich nun aber gerade mit meiner Kunst unsrem öffentlichen Kunstleben gegenüberstehe, kann nur von dem empfunden werden, der ermißt, wie die Kunst mir eben nur ein Leben voll unerfüllter Sehnsucht ersetzen soll: wie seicht beurteilen mich dagegen die, die mich auf etwa zu gewinnenden Ruhm verweisen! Mein im Leben ungestilltes, heftiges Liebesbedürfnis ergieße ich in meine Kunst, und im glücklichen Falle muß ich erleben, daß man mich für einen energischen — Opernreformator hält!

* * *

An August Röckel. 1853.

Das wirklich Schöne muß für uns jetzt nur ein Gedankenbild bleiben; daß es vorhanden sein kann, vorhanden sein wird und von Menschen, die uns im Gefühle ganz gleich sind, genossen werden soll, dieser Einsichtsgewinn muß uns hier so gut eben nur trösten, als Dich dort. Und wirklich ist dies der einzige Trost: und in der Sympathie für kommendes Geschlecht können wir jetzt schon beglückende Wohlempfindungen gewinnen.

* * *

An E. W. Fritzsch. 1882.

Von großen Dichtern, wie von Goethe und Schiller, wissen wir, daß sogleich ihre Jugendwerke das ganze Hauptthema ihres produktiven Lebens mit großer Prägnanz aufzeigten: Werther, Götz, Egmont, Faust, alles ward von Goethe im früheſten Anlaufe ausgeführt oder doch deutlich entworfen. Anders treffen wir es beim Musiker an: wer möchte in ihren Jugendwerken sogleich den rechten

Mozart, den wirklichen Beethoven mit der Bestimmtheit erkennen, wie er dort den vollen Goethe und in seinen aufsehenerregenden Jugendwerken sofort den wahrhaftigen Schiller erkennt? Wenn wir hier der ungeheuren Diversität der Weltanschauung des Dichters und der Weltempfindung des Musikers nicht wieder auf den Grund gehen wollen, so können wir doch das eine alsbald näher bezeichnen, daß nämlich die Musik eine wahrhaft künstliche Kunst ist, die nach ihrem Formenwesen zu erlernen und in welcher bewußte Meisterschaft, d. h. Fähigkeit zu deutlichem Ausdruck eigenster Empfindung, erst durch volle Aneignung einer neuen Sprache zu gewinnen ist, während der Dichter, was er wahrhaftig erschaut, sofort deutlich in seiner Muttersprache ausdrücken kann.

* * *

An die Nichte Franziska Wagner. 1852.

Im glücklichsten Falle fühlen unsre Publikums und Kunstmenschen doch nicht, daß ihnen durch das Kunstwerk hindurch ein Mensch seine Freuden und Schmerzen mitteilt; sie sehen in unsereinem immer nur den Künstler, dem es darauf ankomme, ihnen etwas vorzumachen und dafür Ruhm und Ehre (ich will noch nicht einmal sagen: Geld) zu ernten, und haben sie ihm tüchtig applaudiert, so wenden sie sich wieder ab, um im Leben ganz die gefühllosen Lumpen wieder zu sein, die sie vorher waren. Daß ich mit meinen Kunstwerken in den Wind hineinrufe, weiß ich: nur an den einzelnen kann ich mich halten, von dem ich sehe, daß ich mit meiner Kuust ihm ins Gewissen gepredigt, den Stachel der Befreiung von Heuchelei und Lüge in ihm aufgeregt und ihn so zum Mitkämpfer gegen die nichtswürdige Herrschaft der „Lebensklugheit" gemacht habe.

* * *

An Hektor Berlioz. 1860.

Ich hatte die Revolution erlebt und erkannt, mit welch unglaublicher Verachtung unsre öffentliche Kunst und deren Institute

von ihr angesehen wurden, so daß bei vollkommenem Siege namentlich der sozialen Revolution eine gänzliche Zerstörung jener Institute in Aussicht zu stehen schien. Ich untersuchte die Gründe dieser Verachtung und mußte zu meinem Erstaunen beinahe die ganz gleichen erkennen, die Sie, lieber Berlioz, z. B. bestimmen, bei jeder Gelegenheit mit Eifer und Bitterkeit über den Geist jener öffentlichen Kunstinstitute sich zu ergießen, nämlich das Bewußtsein davon, daß die Institute, also hauptsächlich das Theater und namentlich das Operntheater, in ihrem Verhalten zum Publikum Tendenzen verfolgen, die mit denen der wahren Kunst und des echten Künstlers nicht das mindeste gemein haben, dagegen diese nur zum Vorwande nehmen, um mit einigem guten Anscheine nur den frivolsten Neigungen des Publikums großer Städte zu dienen.

* * *

An August Röckel. 1851.

Wie ehrlos und, offen zugestanden, nichtswürdig unsere ganze heutige „Kunst" ist, wird erst jetzt recht ersichtlich, wo sie das letzte Gewand der Scham von sich geworfen hat und offen bekennt, um jeden Preis nur um ihre Existenz besorgt zu sein. Wie unglücklich sich ein Mensch meiner Art unter diesem Bestande fühlen muß, brauche ich Dir nicht zu sagen: mit offenen Augen muß ich mich Illusionen hingeben, um nur irgendwie eine Tätigkeit rechtfertigen zu können, die auf der anderen Seite mich doch einzig noch über die allgemeine Schlechtigkeit täuschen kann.

* * *

An August Röckel. 1851.

Könnte ich mich nun mit neuen Täuschungen trösten, so wäre mir's jetzt wahrlich leicht gemacht: könnte ich eitel und stolz sein, wie glücklich dürfte ich mich jetzt fühlen! Mein Ruhm ist im steten Wachsen begriffen: ich werde als eine unerhörte, noch ganz unklassifizierbare Erscheinung betrachtet; Broschüren und Journalartikel werden

über mich geschrieben massenweise; Unverständnis und Bewunderung erhitzen sich gegenseitig über mich — und wie unsäglich gleichgültig läßt mich das alles! Mir wäre es nicht möglich mehr, ein Wort zu schriftstellern, so widert mich das trostlose Mißverständnis meiner Schriften an, nachdem der Kern meines Wesens und meiuer Anschauungen fast gänzlich unbegriffen geblieben ist. — Wohl könnte mich aber eines trösten: ich werde nicht nur bewundert, sondern auch geliebt; wo die Kritik aufhört, da tritt die Liebe ein, und sie hat mir viele Herzen nahegebracht.

* * *

An Theodor Uhlig. 1849.

Wichtig ist mir nur eines! — daß sie (Wagners „schriftstellerische Arbeiten". D. H.) möglichst viel gelesen werden: was hierzu beigetragen werden kaun, ist mir lieb: ob sie heruntergerissen werden, ist sehr gleichgültig, und zwar, weil es sehr natürlich ist. Ich bringe ja keine Versöhnung mit der Nichtswürdigkeit, sondern den unbarmherzigsten Krieg: da nun die ganze Nichtswürdigkeit in unsern öffentlichen Zuständen und namentlich auch im Gewerbe der Künstler und Literaten liegt, so kann ich nur in den Gegenden Freunde finden, die von dieser herrschenden Öffentlichkeit vollständig abliegen. Hier ist nichts zu überzeugen oder zu gewinnen, sondern nur auszurotten: dies mit der Zeit zu tun, dazu erhalten wir die Kraft, wenn wir als Jünger einer neuen Religion, und durch gegenseitige Liebe uns im Glauben stärken: halten wir uns an die Jugend, — das Alter laßt verrecken, an dem ist nichts zu holen! —

* * *

An Theodor Uhlig. 1849.

Nach allen Seiten hin quillt in mir die Notwendigkeit hervor, wieder zu schreiben. Sind wir ganz aufrichtig, so müssen wir eigentlich auch zugestehen, daß es jetzt das einzige ist, was Sinn und Zweck hat: das Kunstwerk kann jetzt nicht geschaffen, sondern nur vorbereitet werden, und zwar durch Revolutionieren, durch Zerstören und Zerschlagen

alles dessen, was zerstörens- und zerschlagenswert ist. Das ist unser Werk, und ganz andere Leute als wir werden erst die wahren schaffenden Künstler sein.

* * *

An Theodor Uhlig. 1852.

Empören und tief bis ins Innerste verstimmen kann es mich aber nur, wenn ich die Wirkung gewahre, die ich mit meinen Schriften nach außen mache. Sag mir, ist unter allen Stimmen, die sich bis jetzt darüber erhoben, nur ein Mensch, von dem man sagen könnte, daß er irgendwie fähig sei, zu begreifen, um was es sich hier handelt? Wahrlich, meine Meinung von unsrem Kunstliteratentum war schlecht, aber solch grenzenloses Elend hätt' ich mir nicht vermutet! Die Leute sind so furchtbar dumm geworden, daß sie buchstäblich — nicht mehr *lesen* können: soll ich sie nun auch wohl noch lesen lehren?

* * *

An Franz Liszt. 1854.

Eigentlich nur mit wahrer Verzweiflung nehme ich immer wieder die Kunst auf: geschieht dies, und muß ich wieder der Wirklichkeit entsagen, — muß ich mich wieder in die Wellen der künstlerischen Phantasie stürzen, um mich in einer eingebildeten Welt zu befriedigen, so muß wenigstens meiner Phantasie auch geholfen, meine Einbildungskraft muß unterstützt werden. Ich kann dann nicht wie ein Hund leben, ich kann mich nicht auf Stroh betten und mich in Fusel erquicken: ich muß irgendwie mich geschmeichelt fühlen, wenn meinem Geiste das blutig schwere Werk der Bildung einer unvorhandenen Welt gelingen soll.

* * *

An Mathilde Wesendonk. 1859.

Für meine Kunst habe ich immer weniger mehr die Welt nötig; ich könnte, solange die Gesundheit mir's erlaubt, immer fortarbeiten, wenn ich auch nie etwas davon aufgeführt hörte.

* * *

An Mathilde Wesendonk. 1859.

Von Innen wird dem Edlen die Welt gestaltet; nur dem gemeinen Toren entsteht sie von Außen.

* * *

An Franz Liszt. 1855.

Es ist sehr natürlich, daß wir nur noch im Schaffen Lust finden, ja einzig uns das Leben erträglich machen können: so recht eigentlich das, was wir sind, sind wir doch nur im Schaffen, alle übrigen Lebensfunktionen haben keinen Sinn für uns und sind im Grunde nur Zugeständnisse an die Gemeinheit der gewöhnlichen menschlichen Existenz, bei denen wir uns nie wohl fühlen.

* * *

An August Röckel. 1856.

Ich bin nur Künstler: — und das ist mein Segen und mein Fluch; sonst möchte ich gern Heiliger sein und das Leben auf die einfachste Weise für mich abgetan wissen; so renne und jage ich Tor aber, um mir Ruhe zu verschaffen, d. h. jene komplizierte Ruhe eines ungestörten, genügend behaglichen Lebens, um — nur zu arbeiten, nur Künstler sein zu können. Dies zu erreichen, ist so schwer, daß ich mich, in meinem ewigen Jagen nach Ruhe, oft herzlich belachen muß.

* * *

An Mathilde Wesendonk. 1859.

Es ist mit unsereinem eine eigene Sache. Ein natürliches Leben führt man nun einmal nicht; um nun halbwegs wieder natürlich zu werden, müßte es viel künstlicher sein, ungefähr wie mein Kunstwerk selbst, das auch sich in der Natur und Erfahrung nicht wieder findet, sein neues, höheres Leben aber eben durch die vollendetste Anwendung der Kunst erhält.

* * *

An Franz Liszt. 1850.

Durch Einpauken von Kunstintelligenz können wir das Publikum nur vollends stupid machen . . . Nichts weiter fordere ich vom Publikum, als gesunde Sinne und ein menschliches Herz. Das klingt wenig und ist doch ebensoviel, daß die ganze Welt erst um und um gedreht werden müßte, um es zustande zu bringen. Die Vornehmen, Feingebildeten und mutig Fühlenden glauben oben zu stehen, — und wie irren sie sich: In unsrer heutigen Weltordnung herrscht ganz unbedingt der Philister, der gemeine, feige, schlaffe und dabei grausame Gewohnheitsmensch. Er ist die Stütze des Bestehenden, niemand anders — und gegen ihn kämpfen wir mit noch so redlichem Mute alle vergebens, denn leider hat sich alles in die Sklaverei der ledernen Gewohnheit gebracht, und erst Schreck und Not aller Art, die ihn außer sich bringen, können den Philister zum Menschen machen. Bis dahin, bis zu einer ganz neuen Weltordnung, liebster Freund, begnügen wir uns mit uns selbst, mit denen, die gleich uns nur einen Feind kennen, den Philister; zeigen wir uns gegenseitig, was wir können, und fühlen wir uns hochbelohnt, wenn wir uns gegenseitig zu erfreuen vermögen! „Gesunde Sinne und menschliche Herzen!"

* * *

An Franz Liszt. 1852.

Nur noch als „Künstler" kann ich leben, in ihm ist mein ganzer Mensch aufgegangen.

* * *

An Dr. Julius Lang. 1865.

Zu wirklich ermutigender Genugtuung gereicht es mir, daß Sie mir die bestehende Absicht eines Komitees berichten, drei vorzügliche und mustergültige Aufführungen von meinen Werken zu veranstalten, zu deren Leitung man mich selbst zu berufen sich vorbehielt. Sie wissen vermutlich, daß ähnliche Ziele von meinem erhabenen Beschützer,

dem regierenden König von Bayern, für München in das Auge gefaßt werden; während er hierfür gegen alle persönlichen Lokalinteressen so sehr zu kämpfen hat, daß dieser Kampf fast den Charakter einer Staatsaktion erhält, ist es belehrend und ermutigend, zu sehen, daß anderswo dergleichen Vorhaben freiwillig von vereinigten Freunden meiner Kunst, aus dem Schoße des Publikums und der Künstlerschaft selbst, beschlossen werden. Was sich dort von selbst macht, fühle ich mich desto mehr gedrungen, hier zum Ruhme des einzigen, der so hochherzig und ausdauernd für mich streitet, durchzuführen. Meine Kräfte aber könnte ich durch Vervielfachung solcher Unternehmungen nicht zersplittern, da es sich hierbei um Schwierigkeiten und Anstrengungen handelt, die nur ich kenne, eben weil der Geist von Aufführungen, wie sie einzig namentlich meinen neueren Werken zu wirksamem Verständnis helfen können, etwas in unseren gegenwärtigen Theatern und Musikwesen gänzlich Ungepflegtes, ja kaum Geahntes ist.

* * *

An Dr. Anton Pusinelli. 1872.

Von den Deutschen, und namentlich von seinen „engeren" Landsleuten, muß man sich nun einmal nicht viel erwarten: wenn es einer Lokalspielerei gilt, ist das etwas andres, aber — ein großer, schwungvoller Gedanke, wenn der nicht von obenher kommandiert wird — à la Bismarck usw. — Ach herrje! — Wir kennen das, und ich weiß auch, was ich von der glorreichen deutschen Nation zu halten habe.

* * *

An Friedrich Nietzsche. 1869.

Viel wonnige Erfahrungen habe ich noch nicht an deutschen Landsleuten gemacht; retten Sie meinen nicht ganz unschwankenden Glauben an das, was ich mit Goethe und einigen andern deutsche Freiheit nenne.

* * *

An den Schriftsteller Champfleury. 1870.

(Betr. Wagners „Lieblingsgedanken: die Verschmelzung des französischen und deutschen geistigen Lebens." D. H.)

Wie Sie wissen, hatte ich von jeher die Absicht, in Paris ein internationales Theater zu errichten, in welchem die großen Werke der einzelnen Nationen in ihrer Originalsprache gegeben werden sollen. Einzig und allein Frankreich, insbesondere Paris, wäre imstande, anscheinend so verschiedene Erzeugnisse in einem Rahmen zu vereinigen, deren genaue Kenntnis meiner Ansicht nach für die geistige und moralische Entwickelung eines Volkes unerläßlich ist.

* * *

An Erdmann-Jung (Gesangs-Pädagoge). 1877.

Geben Sie es auf, den Leuten ihre Torheiten ausreden zu wollen; Sie kommen nicht dazu. Wer g nicht von ch zu unterscheiden vermag, ist ein undeutscher Barbar, denn in diesem Unterschiede liegt der Reichtum der deutschen Sprache.

* * *

An den Herausgeber der Neuen Zeitschrift für Musik. 1852.

Unsere ästhetischen Zeitschriften sind nicht künstlerischen, sondern literarischen Interessen gewidmet, und daher in dem, was sie wollen (wenn sie überhaupt etwas wollen), ganz so verschieden von dem, was ich will, wie die Literatur eben von der Kunst verschieden ist. Sie kommen nie mit der wirklichen Kunst in Berührung, sondern immer nur wieder mit der Kritik, sie leben einzig von der erdenklichsten Möglichkeit der Kritik, und indem sie Kritik auf Kritik übereinanderspeichern, gleicht ihre Tätigkeit derjenigen der verschiedenen russischen Polizeien, von denen eine über die andere gesetzt ist, weil von jeder angenommen wird, daß sie unredliches Spiel treibe. Wie nun aber das eigentliche Volk, oder besser: der Mensch, sich zu diesen Polizeien verhält, so verhält sich auch die wirkliche Kunst zu jenem

kunstliteraturkritischen Zeitschriftenkomplex: wie man in den Bureaux jener verschiedenen Polizeien den wirklichen Menschen, wollte er sich nach seinem natürlichen Gefühle dort äußern, für toll und verrückt halten müßte, so kann der wirlich die Kunst wollende Mensch diesen Literaturzeitschriften ebenfalls nur als verdrehter, überspannter Kopf erscheinen; denn wenn jene verschiedenen Polizeien ihren Gesichtskreis am weitesten ausdehnen, so schwingen sie sich endlich nur zu dem Begriffe Polizei überhaupt auf, ganz wie unsere Literaturzeitschriften in ihrer höchsten Potenz endlich nur den Begriff Literatur überhaupt fassen können.

* * *

An Karl Graf Enzenberg. 1866.

Ihr schöner Brief hat mich tief erwärmt und erfreut . . . Mir ist es längst zur Überzeugung gekommen: mit Deutschland steht oder fällt mein Kunstideal . . . Auch mir schwebt der ernste deutsche Hymnus vor, der schlicht und feierlich unseren Willen zu Tat begeistern möge: nicht Tage des Sinnens, sondern der Augenblick der Begeisterung, der Not, der Entzückung werden mir das Beste eingeben. Die Tage der äußersten Gefahr sind nah: möchten die Fürsten sie begreifen; besser als ihre Diplomaten wird der Sänger ihren Ruf an das Volk auszurichten wissen. Seien Sie gewiß, daß ich Ihrer edlen Mahnung gedenken werde . . .

* * *

An Otto Wesendonk. 1859.

Ganz bin ich nur, was ich bin, wenn ich schaffe. Die eigentliche Aufführung meiner Werke gehört einer geläuterteren Zeit an, einer Zeit, wie ich sie erst durch meine Leiden vorbereiten muß! —

Meine verwandtesten Kunstfreunde haben eben nur Staunen für meine neuen Arbeiten: zur Hoffnung fühlt sich jeder, der unsrem öffentlichen Kunstleben nähersteht, zu schwach. Ich begegne da nur Mitleid und Wehmut. — Und sie haben so recht.

Nichts lehrt mich mehr, wie furchtbar ich alles um mich her übersprungen habe, als wenn ich von mir ab genau und scharf auf die blicke, die zwischen mir und eben jener Welt stehen.

Laßt mich nun still vollends ausarbeiten: oh, hätte ich nichts, nichts sonst auf dieser Erde mehr zu schaffen! Ruhe! Ruhe! Daß das innere Licht sanft und hell leuchten kann, das unter dem Hauche dieses notreichen Lebens so mild flackert und — bald verlöschen muß. Laßt mich noch die Werke schaffen, die ich dort empfing, im ruhigen, herrlichen Schweizerlande, dort, mit dem Blick auf die erhabenen, goldbekränzten Berge: es sind Wunderwerke, und nirgends hätte ich sie empfangen können. Laßt mich sie vollenden: dann bin ich fertig und erlöst! Aber nichts, nichts verlangt sonst von mir, und freut Euch nicht, wenn mir „Erfolge" winken: sie sind furchtbar erkauft.

* * *

An Hans Frhrn. v. Wolzogen. 1882.

Stellen wir uns immer auf die Bergesspitze, um klare Übersicht und tiefe Einsicht zu gewinnen! Vor allem, scheuen wir uns vor jedem Behagen, selbst bei Vegetarierkost!

* * *

An Prof. Dr. Friedrich Zöllner. 1879.

Für wenig Hoffnung gestimmt und einer allertrübseligsten Auffassung des Standes unserer materiellen und spirituellen nationalen Angelegenheiten geneigt, muß es mich freuen, von Ihnen (Widmung von „Wissenschaftliche Abhandlungen", Bd. 3. D. H.) mir einen Platz neben denen angewiesen zu sehen, welche noch in der Betätigung des Glaubens an eine Möglichkeit der Entwicklung zu Gutem sich wirksam zeigen.

* * *

An Ernst v. Weber. 1879.

In unseren Zeiten bedurfte es der Belehrung durch einen alles Unechte und Vorgebliche mit schroffester Schonungslosigkeit bekämpfenden Philosophen (Schopenhauer. D. H.), um das in der tiefsten Natur des menschlichen Willens begründete Mitleid als die einzige wahre Grundlage aller Sittlichkeit nachzuweisen.

Über eigne Werke

An August Röckel. 1853.

Ich zweifle nämlich nicht, daß mir — wenn ich so weit bin — hier einmal die Mittel geboten werden, meine dramatischen Kompositionen nach meinem Sinne zur Darstellung zu bringen. Dazu gehört natürlich, daß ich eine Reihe von Jahren mich ausschließlich der Ausbildung eines Darstellerpersonales, wie ich es bedarf, widme; habe ich das zu meiner Zufriedenheit erreicht, so führe ich dann in einem besonders errichteten, leicht konstruierten, aber zweckentsprechenden Theater ein Jahr lang alle meine Werke und namentlich auch mein Nibelungendrama auf, um — wenn auch nicht mein Ideal, so doch wenigstens das erreicht zu haben, was ein einzelner nach Menschenmöglichkeit erreichen kann.

* * *

An August Röckel. 1854.

Ich glaube mich mit richtigem Instinkte vor einem allzu großen Deutlichmachungseifer (im Drama. D. H.) gehütet zu haben; denn meinem Gefühle ist es klar geworden, daß ein zu offenes Aufdecken der Absicht das richtige Verständnis durchaus stört; es gilt im Drama

— wie im Kunstwerk überhaupt —, nicht durch Darlegung von Absichten, sondern durch Darlegung des Unwillkürlichen zu wirken.

* * *

An Franz Liszt. 1854.

Mit größter Bestimmtheit weiß ich, daß all meine „Erfolge" sich auf schlechte, sehr schlechte Aufführungen von meinen Werken gründen: daß sie somit auf Mißverständnissen beruhen, und daß mein öffentlicher Ruhm nicht eine taube Nuß wert ist.

* * *

An August Röckel. 1852.

(Über „Tannhäuser".) Mehr oder weniger wird von Darstellern und Publikum nur die möglichst weichliche Seite der Sache erfaßt und begriffen werden, keineswegs aber die Energie der Leidenschaft, die in ihr liegt.

* * *

An Mathilde Wesendonk. 1860.

Dieser Hof der Frau Venus war offenbar die schwache Partie in meinem Werke (Tannhäuser): ohne gutes Ballett half ich mir seinerzeit hier nur mit einigen groben Pinselstrichen und verdarb dadurch viel: ich ließ nämlich den Eindruck dieses Venusberges gänzlich matt und unentschieden, was zur Folge hatte, daß dadurch der wichtige Hintergrund verloren ging, auf welchem sich die nachfolgende Tragödie erschütternd aufbauen soll. Alle späteren, so entscheidenden Rückerinnerungen und Mahnungen, die uns mit starkem Grauen erfüllen sollen (weil dadurch auch erst die Handlung sich erklärt), verloren fast ganz ihre Wirkung und Bedeutung: Angst und stete Beklemmung blieben uns aus. Ich erkenne nun aber auch, daß ich damals, als ich den Tannhäuser schrieb, so etwas, wie es hier nötig ist, noch nicht machen konnte: dazu gehörte eine bei weitem größere Meisterschaft, die ich erst jetzt gewonnen habe: jetzt, wo ich Isoldes letzte

Verklärung geschrieben, konnte ich sowohl erst den rechten Schluß zur Fliegenden-Holländer-Ouvertüre als auch — das Grauen dieses Venusberges finden! Man wird eben allmächtig, wenn man mit der Welt nur noch spielt. Natürlich muß ich hier alles selbst erfinden, um dem Ballettmeister die kleinste Nuance vorschreiben zu können: gewiß ist aber, daß nur der Tanz hier wirken und ausführen kann: aber welcher Tanz! Die Leute sollen staunen, was ich da alles ausgebrütet haben werde.

* * *

An August Röckel. 1854.

. . . ich bleibe dabei, daß mein Lohengrin (nach meiner Auffassung) die tiefste tragische Situation der Gegenwart bezeichnet, nämlich das Verlangen, aus der geistigsten Höhe in die Tiefe der Liebe, die Sehnsucht, vom Gefühl begriffen zu werden, eine Sehnsucht, welche die moderne Wirklichkeit eben noch nicht erfüllen kann.

* * *

An Mathilde Wesendonk. 1860.

Gestern ergriff mich wieder der Lohengrin sehr, und ich kann nicht umhin, ihn für das allertragischeste Gedicht zu halten, weil die Versöhnung wirklich nur zu finden ist, wenn man einen ganz furchtbar weiten Blick auf die Welt wirft.

* * *

An Mathilde Wesendonk. 1854.

Der Tristan wird noch viel kosten; ist er aber einmal ganz beendigt, so dünkt es mich, als ob dann eine wunderbar-bedeutende Lebensperiode bei mir abgeschlossen sein müßte, und ich dann mit neuem Sinne ruhig, klar und tief bewußt in die Welt schauen würde!

* * *

An Franz Liszt. 1858.

Nächst Dir und Calderon hat mich dieser Tage ein Blick in den mitgenommenen fertigen ersten Akt des Tristan wunderbar erhoben. Das wird ein merkwürdiges Stück Musik. Ich empfinde ein heftiges Bedürfnis, jemand etwas mitzuteilen, und fürchte, das wird mich verleiten, nächstens Berlioz etwas davon vorzuspielen, unbekümmert darum, ob ihm meine schöne Musiziererei Entsetzen oder Ekel machen wird.

* * *

An Franz Liszt. 1854.

Da ich nun aber doch im Leben nie das eigentliche Glück der Liebe genossen habe, so will ich diesem schönsten aller Träume noch ein Denkmal setzen, in dem vom Anfang bis zum Ende diese Liebe sich einmal so recht sättigen soll: ich habe im Kopfe einen Tristan und Isolde entworfen, die einfachste, aber vollblütigste musikalische Konzeption; mit der schwarzen Flagge, die am Ende weht, will ich mich dann zudecken, um — zu sterben. —

* * *

An Mathilde Wesendonk. 1858.

Ich kehre nun zum Tristan zurück, um an ihm die tiefe Kunst des tönenden Schweigens für mich zu Dir sprechen zu lassen.

* * *

An Mathilde Wesendonk. 1858.

Seit gestern beschäftige ich mich wieder mit dem Tristan. Ich bin immer noch im zweiten Akte. Aber — was wird das für Musik! Ich könnte mein ganzes Leben nur noch an dieser Musik arbeiten. O, es wird tief und schön; und die erhabensten Wunder fügen sich so geschmeidig dem Sinn. So etwas habe ich denn doch noch nicht gemacht: aber ich gehe auch ganz in dieser Musik auf;

ich will nichts mehr davon hören, wann sie fertig werde. Ich lebe ewig in ihr.

* * *

An Dr. A. Pusinelli. 1859.

Ein neues Werk, wie dieser Tristan gerade, von so ungeheurer Schwierigkeit für den Geist und die Feinheit der Auffassung, von so außerordentlicher Leidenschaftlichkeit, zum ersten Male einstudieren, und zwar nach so sehr langer Entfernung von jeder derartigen Tätigkeit, ist etwas, was ich überhaupt nur noch sehr selten mir zumuten darf. Es wird da Verstimmung, halbe Verzweiflung mit schrecklicher Aufregung und unmenschlicher nervöser und selbst muskulöser Anstrengung mich in einen Zustand bringen, in welchem ich aller Nachsicht und Pflege bedarf ...

* * *

An Mathilde Wesendonk. 1860.

Eine Entdeckung hat über den ganzen Rest meines Lebens entschieden. Ich ließ zum ersten Male das Vorspiel zu Tristan spielen; und nun fiel mir's wie Schuppen von den Augen, in welche unabsehbare Entfernung ich während der letzten acht Jahre von der Welt geraten bin. Dieses kleine Vorspiel war den Musikern so unbegreiflich neu, daß ich geradeswegs von Note zu Note meine Leute wie zur Entdeckung von Edelsteinen führen mußte.

* * *

An Eliza Wille. 1865.

Ich hatte eine kurze Zeit, in welcher ich wirklich zu träumen glaubte, so wunderschön war mir zumute. Es war dies die Zeit der Proben des Tristan.

Zum ersten Male in meinem Leben war ich hier mit meiner ganzen vollen Kraft wie auf einem Pfühl der Liebe gebettet. So mußte es einmal sein! Edel, groß, frei und reich die Anlage der ganzen Kunstwerkstatt: ein wunderbar, vom Himmel mir beschiedenes

Künstlerpaar, innig vertraut und liebevollst ergeben, begabt zum Erstaunen. Meinen treuen Schutzengel, immer schön und segnend über mir schwebend, voll kindlichem Jubel über meine Zufriedenheit, meine Freude am wachsenden Gelingen: unsichtbar immer anordnend, was mir diente; entfernend, was mir hinderlich war. Wie ein Zaubertraum wuchs das Werk zur ungeahnten Wirklichkeit: Die erste Aufführung — ohne Publikum, nur für uns — als Generalprobe ausgegeben, glich der Erfüllung des Unmöglichen.

* * *

An Mathilde Wesendonk. 1860.

Der Tristan ist und bleibt mir ein Wunder! Wie ich so etwas habe machen können, wird mir immer unbegreiflicher: wie ich ihn wieder durchlas, mußte ich Auge und Ohr weit aufreißen! Wie schrecklich werde ich für dieses Werk einmal büßen müssen, wenn ich es mir vollständig aufführen will: ganz deutlich sehe ich die unerhörtesten Leiden voraus; denn, verhehle ich es mir nicht, ich habe da alles weit überschritten, was im Gebiet der Möglichkeit unsrer Leistungen liegt; wunderbar geniale Darsteller, die einzig der Aufgabe gewachsen wären, kommen nur unglaublich selten zur Welt. Und doch kann ich der Versuchung nicht widerstehen: wenn ich nur das Orchester höre!! —

* * *

An Schwester Klara Wolfram. 1868.

Diese Meistersinger kommen wirklich nicht ganz ohne Sinn zu Deinem vierzigsten Hochzeitstage. Nimm Dir aus ihnen den Geist einer ruhig lächelnden Resignation. Er hat mir dieses Werk eingegeben, und was kann uns schöner ziemen beim Rückblick auf ein mühe- und sorgenvolles Leben, das so wenige unsrer Wünsche erfüllte; daß wir alles ertrugen, um endlich jede eigentliche Hoffnung fahren zu lassen, zeigt doch, daß mit dem Allem nur ein Wahrhaftes zu gewinnen war. Ruhe des Gemüts in der Entsagung!

* * *

An Theodor Uhlig. 1851.

Mit dieser meiner neuen Konzeption (Ring des Nibelungen. D. H.) trete ich gänzlich aus allem Bezug zu unserem heutigen Theater und Publikum heraus: ich breche bestimmt und für immer mit der formellen Gegenwart.

* * *

An Theodor Uhlig. 1852.

Ich bin wieder mehr wie je ergriffen von der umfassenden Großartigkeit und Schönheit meines Stoffes (Ring des Nibelungen. D. H.): meine ganze Weltanschauung hat in ihm vollendetsten künstlerischen Ausdruck gefunden ... Nach diesem Werke werde ich wohl nicht wieder dichten! Es ist das Höchste und Vollendetste, was meiner Kraft entquellen konnte.

* * *

An Theodor Uhlig. 1852.

Meine Hauptsorge ist nur noch die Nibelungendichtung: das ist das einzige, was mich jedesmal, sobald ich mich damit abgebe, hoch und mächtig erhebt. Der Gedanke an Nachwelt ist mir zuwider, und doch kommt dieser eitle Wahn unwillkürlich mir dann und wann, wenn mein Gedicht mir aus der Seele in die Welt tritt. Es ist und enthält alles, was ich kann und habe: es noch ausführen und aufführen zu können!!!

* * *

An Franz Liszt. 1853.

Wohl nur noch für diese Oper (Tannhäuser) kann ich ferner mir überhaupt Einnahmen erwarten, indem ich die Nibelungen selbst nur in Gedanken nicht im mindesten mit einem jüdischen Kalkul beflecken und sie möglichst ganz mir auch in dieser Hinsicht rein erhalten möchte.

* * *

An Otto Wesendonk. 1865.

Die Nibelungen können nur durch den König der Nation als Festgeschenk vorgeführt werden: mit dem eigentlichen Theater, mit dem Spiel auf Gefallen und Nichtgefallen, Kaufen und Nichtkaufen hat es ein Ende.

* * *

An Breitkopf & Härtel. 1856.

Ich hoffe, mit meinen Nibelungen ein im edelsten Sinne populär-nationales Werk zu liefern und bin sogar der Meinung, daß schon das Gedicht die Nation nicht ohne höhere und allgemeinere Teilnahme lassen soll.

* * *

An Franz Liszt. 1854.

Dieses Werk (Der Ring des Nibelungen. D. H.) ist wahrscheinlich nun das einzige, was mich noch mit Neigung an das Leben festhält. Wenn ich an Opfer denke und Opfer heische, so ist dies nur für dieses Werk; denn nur in ihm fühle auch ich noch einen Zweck für dieses mein Leben.

* * *

An Franz Liszt. 1854.

Nun, das Rheingold ist fertig — fertiger als ich glaubte. Mit welchem Glauben, mit welcher Freude ging ich an die Musik! Mit wahrer Verzweiflungswut habe ich endlich fortgefahren und geendet: ach, wie auch mich die Not des Goldes umspann! Glaub mir, so ist noch nicht komponiert worden: ich denke mir, meine Musik ist furchtbar; es ist ein Pfuhl von Schrecknissen und Hoheiten! —

* * *

An Franz Liszt. 1856.

Er (der letzte Akt der Walküre. D. H.) ist geraten; wahrscheinlich das Beste, was ich noch geschrieben. Ein furchtbarer Sturm

— der Elemente und der Herzen —, der sich allmählich bis zum Wunderschlaf Brunnhildes besänftigt. —

* * *

An Theodor Uhlig. 1852.

... Wenn ich so etwas fertig habe wie die Walküre, so ist es mir immer, als hätte ich eine ungeheure Angst aus dem Leibe geschwitzt, eine Angst, die immer gegen das Ende der Arbeit wächst, eine Art von Furcht, daß ich etwas verderben könne; meine Chiffre mit dem Datum schreibe ich immer mit wahrer Hast darunter, als ob der Teufel hinter mir stände und mich vom Fertigwerden abhalten wollte.

* * *

An August Röckel. 1852.

Ob mir meine jetzt so unerwartet steigende Berühmtheit die Möglichkeit einer einstigen Aufführung meiner Nibelungendramen verschaffen könnte, muß ich sehr bezweifeln, da nach meinem Sinne diese Möglichkeit aus ganz anderen Verhältnissen erwachsen müßte, als es eben die gegenwärtigen in bezug auf Kunst und Leben sind. Das Peinlichste verbleibt — bei allen scheinbaren Erfolgen — für immer, zu wissen, daß ich den größten Teil dieser Erfolge doch nur dem Mißverständnisse des wahren Gehalts meiner Werke verdanke: hierüber kann ich mich nun eben aber nicht mehr täuschen.

* * *

An Ferdinand Praeger. 1856.

Wenn Du die Dichtung der Walküre einmal wieder durchliefest, wirst Du finden, daß hierin ein solcher Superlativ von Leid, Schmerz und Verzweiflung ausgedrückt ist, daß die Musik dazu mich notwendig furchtbar angreifen mußte: ich könnte so etwas Ähnliches nie wieder zu Ende bringen.

* * *

An Franz Liszt. 1856.

Sonderbar! Erst beim Komponieren geht mir das eigentliche Wesen meiner Dichtung auf: überall entdecken sich mir Geheimnisse, die mir selbst bis dahin noch verborgen blieben.

* * *

An Dr. A. Pusinelli. 1870.

Bald habe ich mein 57. Lebensjahr vollbracht, und ich darf erkennen, daß mir eben nur die Ruhe fehlte, um meine Kraft erst jetzt noch in ihrer lautersten Wirksamkeit zu bewähren. Im vorigen Sommer, an dem Tage, an dem mir Überglücklichen ein schöner Sohn geboren wurde (6. Juni 1869. D. H.), vollendete ich die Komposition des „Siegfried", in welcher ich mich seit 11 Jahren unterbrochen hatte. Ein unerhörter Fall! Keiner hat geglaubt, daß ich dazu noch kommen würde. Und nun mußt Du diesen letzten Akt hören, die Erweckung der Brünnhilde! Mein Schönstes! — Und jetzt habe ich nun auch die Götterdämmerung begonnen. Viel Zeit muß ich haben, — denn was ich niederschreibe, ist eben alles Superlativ. Doch bleibe ich nun dabei und sage mir dann (was sie auch in München damit angeben mögen): „Na, geschaffen ist es doch." Und dereinst — da muß mein Junge für das Rechte sorgen. So erhalte ich aus allem neue Lebenskraft.

* * *

An die Nichte Franziska Wagner. 1852.

Mit bloßen Sängern ist mir gar nicht gedient: ich will tüchtige Schauspieler, die singen können, und solange ich die nicht finde, wird die Aufführung meiner Werke immer auch nur ein Schatten bleiben.

* * *

An Mathilde Wesendonk. 1859.

Mit meinen dichterischen Konzeptionen war ich stets meinen Erfahrungen so weit voraus, daß ich meine moralische Ausbildung

fast nur als von diesen Konzeptionen bestimmt und herbeigeführt betrachten kann. Fliegender Holländer, Tannhäuser, Lohengrin, Nibelungen, Wodan — waren alle eher in meinem Kopf als in meiner Erfahrung.

* * *

An die Nichte Franziska Wagner. 1852.

Glaubt doch um Gottes willen nicht, daß ich nach Ruhm und Ehre strebe: wenn ich in bezug auf meine Opern etwas ins Auge fasse, ist's immer nur die gewünschte Möglichkeit einer guten Aufführung, rein aus künstlerischem Interesse daran.

* * *

An Mathilde Wesendonk. 1860.

Ich glaube nicht an meine Oper(n) im Französischen. Alles, was ich dafür tue, ist gegen die innere Stimme, die ich nur mit Leichtsinn und Gewalt betäuben kann. Ich glaube weder an einen französischen Tannhäuser noch an einen französischen Lohengrin, geschweige denn an einen französischen Tristan. Alle meine Schritte hierfür bleiben auch ungesegnet: ein Dämon — wohl mein Dämon — ist mir in allem zuwider.

* * *

An Mathilde Wesendonk. 1860.

Nur die tiefsinnige Annahme der Seelenwanderung konnte mir den trostreichen Punkt zeigen, auf welchen endlich alles zur gleichen Höhe der Erlösung zusammenläuft, nachdem die verschiedenen Lebensläufe, welche in der Zeit getrennt nebeneinander laufen, außer der Zeit sich verständnisvoll berührt haben. Nach der schönen buddhistischen Annahme wird die fleckenlose Reinheit des Lohengrin einfach daraus erklärlich, daß er die Fortsetzung Parzifals — der die Reinheit sich erst erkämpfte — ist. Ebenso würde Elsa in ihrer Wiedergeburt bis zu Lohengrin hinanreichen. Somit erschien mir der Plan zu meinen

„Siegern" als die abschließende Fortsetzung von Lohengrin. Hier erreicht „Sawitri" (Elsa) den „Ananda" vollständig. So wäre alle furchtbare Tragik des Lebens nur in dem Auseinanderliegen in Zeit und Raum zu finden: da aber Zeit und Raum nur unsre Anschauungsweisen sind, außerdem aber keine Realität haben, so müßte dem vollkommen Hellsehenden auch der höchste tragische Schmerz nur aus dem Irrtum des Individuums erklärt werden können: ich glaube, es ist so! Und in voller Wahrheit handelt es sich durchaus nur um das Reine und Edle, das an sich schmerzlos ist. —

* * *

An Mathilde Wesendonk. 1860.

Viel ist wieder der Parzifal in mir wach gewesen; ich sehe immer mehr und heller darin; wenn alles einmal ganz reif in mir ist, muß die Ausführung dieser Dichtung ein unerhörter Genuß für mich werden. Aber da können noch gute Jahre darüber hingehen! Auch möchte ich's einmal bei der Dichtung allein bewenden lassen. Ich halte mir's fern, solange ich kann, und beschäftige mich damit nur, wenn mir's mit aller Gewalt kommt! Dann läßt mich dieser wunderbare Zeugungsprozeß aber mein ganzes Elend vergessen. —

* * *

An Angelo Neumann. 1881.

Der „Parsifal" ist nirgends anders aufzuführen als in Bayreuth, und dies zwar aus inneren Gründen, die z. B. meinem erhabenen Wohltäter, dem Könige von Bayern, so bestimmt einleuchteten, daß er sogar von einer Wiederholung der Bayreuther Aufführungen auf dem Münchener Theater ganz abstand.

* * *

An König Ludwig von Bayern. 1880.

Ich habe nun alle meine noch so ideal konzipierten Werke an unsere von mir als tief unsittlich erkannte Theater- und Publikum-

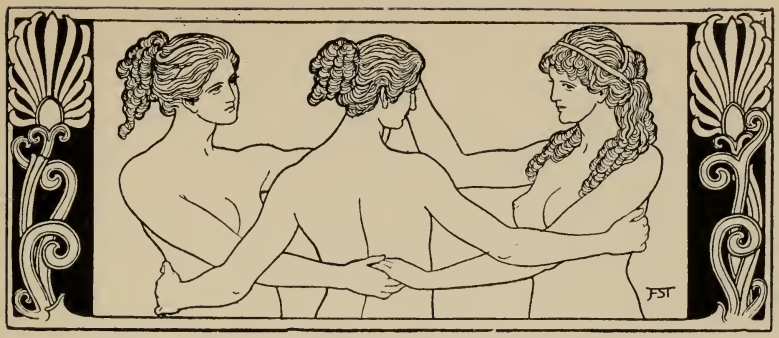
praxis ausliefern müssen, daß ich mich nun wohl ernstlich fragen mußte, ob ich nicht wenigstens dieses letzte und heiligste meiner Werke vor dem gleichen Schicksale einer gemeinen Opernkarriere bewahren sollte. Eine entscheidende Nötigung hierfür habe ich endlich in dem reinen Gegenstande, dem Sujet, meines „Parsifal" nicht mehr verkennen dürfen. In der Tat, wie kann und darf eine Handlung, in welcher die erhabensten Mysterien des christlichen Glaubens offen in Szene gesetzt sind, auf Theatern, wie den unsrigen, neben einem Opernrepertoire und vor einem Publikum, wie dem unsrigen, vorgeführt werden? Ich würde es wirklich unsren Kirchenvorständen nicht verdenken, wenn sie gegen Schaustellungen der geweihtesten Mysterien auf denselben Brettern, auf welchen gestern und morgen die Frivolität sich behaglich ausbreitet, und vor einem Publikum, welches einzig von der Frivolität angezogen wird, einen sehr berechtigten Einspruch erheben. Im ganz richtigen Gefühle hievon betitelte ich den „Parsifal" ein „Bühnenweihfestspiel". So muß ich ihm denn eine Bühne zu weihen suchen, und dies kann nur mein einsam dastehendes Bühnenfestspielhaus sein. Dort darf der „Parsifal" in aller Zukunft einzig und allein aufgeführt werden: nie soll der „Parsifal" auf irgend einem andern Theater dem Publikum zum Amüsement dargeboten werden: und daß dies so geschehe, ist das einzige, was mich beschäftigt und zur Überlegung dazu bestimmt, wie und durch welche Mittel ich diese Bestimmung meines Werkes sichern kann.

* * *

An Friedrich Feustel. 1881.

Während der Ausführung ist mir der Charakter meiner letzten Arbeit (Parsifal. D. H.) dahin immer deutlicher geworden, daß selbst unter allen denen Umständen, welche noch Aufführungen der einzelnen Stücke des Ringes des Nibelungen auf unseren Stadt- und Hoftheatern zulässig machten, das Bühnen-Weih-Festspiel „Parsifal" mit seinen unmittelbar die Mysterien der christlichen Religion berührenden Vorgängen unmöglich in das Opernrepertoire unserer

Theater aufgenommen werden darf. Mein erhabener Wohltäter, der König von Bayern, stand, als ich ihm dies eröffnete, innig verständnisvoll sofort davon ab, den „Parsifal“ auf Seinem eigenen Hoftheater sich vorgeführt zu sehen, wogegen Er einzig das Bühnenfestspielhaus in Bayreuth für solche — besondern und seltenen — Aufführungen geeignet erklärte.



Festspielgedanke und Bayreuth

(Erste Erwähnung bzw. Entwicklung der sog. Bayreuther Idee in dem Briefe an Uhlig vom 20. Sept. 1850.)

Hier (in Zürich), wo ich nun gerade bin und wo manches gar nicht so übel ist, würde ich auf einer schönen Wiese bei der Stadt von Brett und Balken ein rohes Theater nach meinem Plane herstellen und lediglich bloß mit der Ausstattung an Dekorationen und Maschinerie versehen lassen, die zu der Aufführung des Siegfried nötig sind. Dann würde ich mir die geeignetsten Sänger, die irgend vorhanden wären, auswählen und auf 6 Wochen nach Zürich einladen: den Chor würde ich mir größtenteils hier aus Freiwilligen zu bilden suchen (hier sind herrliche Stimmen und kräftige, gesunde Menschen). So würde ich mir auch mein Orchester zusammenladen. Von Neujahr gingen die Ausschreibungen und Einladungen an alle Freunde des musikalischen Dramas durch alle Zeitungen Deutschlands mit der Aufforderung zum Besuche des beabsichtigten dramatischen Musikfestes: wer sich anmeldet und zu diesem Zwecke nach Zürich reist, bekommt gesichertes Entree — natürlich wie alles Entree: gratis! Des weiteren lade ich die hiesige Jugend, Universität, Gesangvereine usw. zur Anhörung ein.

* * *

An Franz Liszt. 1852.

Große Städte mit ihrem Publikum sind für mich gar nicht mehr vorhanden: ich kann mir unter meiner Zuhörerschaft nur eine Versammlung von Freunden denken, die zu dem Zwecke des Bekanntwerdens mit meinem Werke eigens irgendwo zusammenkommen, am liebsten in irgend einer schönen Einöde, fern von dem Qualm und dem Industriepestgeruche unsrer städtischen Zivilisation: als solche Einöde könnte ich höchstens Weimar, gewiß aber keine größere Stadt ansehen.

* * *

An Fräulein Luise Mayer. 1857.

Ich werbe Sie hiermit mit aller Inständigkeit für die Aufführungen meines neuen großen Werkes („Nibelungen"). Ich denke, mit dem nächsten Jahre ganz fertig zu werden und im Sommer 1859, wenn alles gut geht, unter den außerordentlichsten Umständen, vermutlich in Weimar (wenn Deutschland bis dahin mir wieder offen steht), auf einem besonders zu errichtenden Theater mit ausgewählten Künstlern . . . dreimal es als Festspiel aufzuführen . . .

* * *

An Gottfried Semper. 1864.

Der König von Bayern wünscht, daß Du in seinem Auftrage in München ein großes Theater im edelsten Stile bauen sollst.

Mein junger Beschützer hegt tiefsten Glauben an die Wahrhaftigkeit meines Ideals in betreff meines dramatischen Kunstwerks, welches sich vom modernen Schauspiel wie von der Oper wesentlich und wichtig unterscheidet. Um verständliche Aufführungen in diesem Sinne zu erzielen, will er mit mir vollständig von dem Versuche, dieselben in unser gewöhnliches Theaterrepertoire einzureihen, absehen und beabsichtigt, das Ausnahmsweise solcher Aufführungen schon damit genau zu bezeichnen, daß sie nicht in dem täglich besuchten Opertheater, sondern in einem eigens für sie eingerichteten, nur zu diesem

Zwecke bestimmten besonderen Theater in Zukunft stattfinden sollen. Für den Fall, daß Du dem Wunsch des Königs von Bayern willfahren willst, füge ich die Bemerkung bei, daß es mir vorsichtiger und außerdem zweckmäßiger erscheint, für das erste aber sofort die Konstruktion eines provisorischen Theaters in Holz und etwa Backstein in Angriff zu nehmen. Vor allem wäre es mir lieb, ein solches Theater schon sehr bald in Gebrauch zu erhalten, um in ihm einige prinzipiell besondre Aufführungen meiner bisherigen dramatischen Arbeiten vornehmen zu können. Dann würde es doch auch selbst Dir vielleicht wünschenswert sein, gewisse Probleme zuerst versuchsweise zu lösen, endlich gewännest Du Zeit für die Ausführung des definitiven, in edelstem Material auszuführenden Gebäudes, welches dann, dem Sinne seines Gründers gemäß, als ein bedeutungs- und lebensvolles Monument der deutschen Nation hinterlassen werden soll.

Für jetzt laß Dir versichert sein, daß nichts der Innigkeit, Tiefe, Energie und Idealität gleichen kann, mit welcher dieser junge, wunderbar begabte König sich dem Edelsten und Erhabensten weiht ...

* *
*

An Friedrich Feustel. 1871.

Warum ich für die Ausführung meines Planes mir gerade Bayreuth als Lokal ausgewählt, wird ohne vorbehaltene nähere Mitteilung meinerseits, für jetzt aus den Anforderungen, welche ich für dieses Lokal aufstellte, nicht unerrätlich sein. Der Ort sollte keine Hauptstadt mit stehendem Theater, auch keiner der frequentesten großen Badeörter sein, welche gerade im Sommer mir ein durchaus ungeeignetes Publikum zuführen würden; er sollte dem Mittelpunkte von Deutschland zu gelegen und ein bayerischer Ort sein, da ich zugleich an eine dauernde Übersiedelung für mich dabei denke und diese im Fortgenuß der vom Könige von Bayern mir erwiesenen Wohltaten nur in Bayern zu treffen für schicklich finden muß. Außerdem hat mir schon in frühester Zeit dieser freundliche Ort mit seinen Umgebungen einen anziehenden Eindruck hinterlassen, und daß ich seinen

Bewohnern noch ganz fremd bin, dürfte mich zunächst nicht abschrecken.

* * *

An Friedrich Feustel. 1871.

Sie haben nur den Wink meines guten Dämons bestätigt, der mir, als ich nach dem Flecken deutscher Erde suchte, auf dem ich endlich mich auch bürgerlich heimatlich niederlassen sollte, dieses fast unbeachtete, so freundlich in Deutschlands Mitte liegende Bayreuth aus ferner Jugenderinnerung hervorrief.

* * *

An Theodor Muncker. 1872.

In meiner Wahl Ihrer lieben Stadt Bayreuth leitete mich vor allem dieser Ihnen ausgedrückte Wunsch und — seitdem ich Sie, meine lieben Freunde, kennen lernte und durch Sie einen Blick auf die mir freundlichen bürgerlichen Verhältnisse Ihrer Stadt gewonnen — hat die Rücksicht auf meine Niederlassung bei Ihnen noch die andere auf das Gelingen meiner ungemeinen künstlerischen Unternehmung wirklich überwogen. Ich habe dies dem König von Bayern unumwunden zu verstehen gegeben; und hierzu hatte ich ein Recht, da seine allerersten Versicherungen, auf welche hin ich mit ihm in Verbindung trat, dieses Eine betrafen, daß ich, aller Lebenssorgen enthoben, ungestört meiner freien Kunstausübung leben können sollte.

* * *

An Friedrich Feustel. 1872.

Was aber im tiefsten mich mit hoffnungsvoller Ruhe erfüllt, das ist Ihr Gewinn, mein Freund! Ohne Sie und alle die Charakter- und Geisteseigenschaften, wie die Ihrigen, auf meinem Wege zum Ziele angetroffen zu haben, wäre ich vielleicht zuletzt noch zurückgewichen, um der Schwierigkeit meiner Aufgabe gegenüber von ihrer Lösung abzustehen. Doch gibt es eben eines, was über alles geht;

und dieses ist hier der Ernst meiner künstlerischen Überzeugung, wie er sich mir in dem Bewußtsein von meiner Sendung kundgibt. Daß ich nun auf diesem rauhen Wege, den meine Sendung mir vorzeichnet, Sie, mein Freund, und zwar gerade so, wie Sie sind, wer Sie sind und wo Sie sind, angetroffen habe, das erkenne ich als die Bestätigung einer tiefsinnigen Schicksalsfügung; und Sie müssen es sich schon gefallen lassen, deshalb von mir für „endämonisch" angesehen zu werden! —

* * *

An Friedrich Feustel. 1872.

1. Das Theatergebäude (in Bayreuth. D. H.) durchaus nur als provisorisches halten; mir wäre es recht, wenn es ganz nur aus Holz wäre, wie Turner- und Sängerfesthallen; keine andere Solidität als die, welche es vor Einsturz sichert. Deshalb hier sparen, — sparen, keine Verzierung. Wir geben mit diesem Bau nur den Schattenriß der Idee und übergeben diesen der Nation zur Ausführung als monumentales Gebäude.

2. Maschinerie und Dekoration, alles auf das ideale, innere Kunstwerk Bezügliche — ganz vollkommen. Hier nichts sparen: alles wie für lange Dauer berechnet, nichts Provisorisches. —

3. Sänger und Musiker erhalten von mir nur Entschädigungen, keine „Bezahlungen". Wer nicht aus Ehre und Enthusiasmus zu mir kommt, den lasse ich, wo er ist. Ein Sänger, eine Sängerin, welche nur gegen eine jener verrückten Gagen zu mir kommen würde, könnte mir schön taugen! Nie würde ein solches Wesen meinen künstlerischen Ansprüchen genügen können. Dies, Liebster, sind meine Wunder, die ich hier der Welt zeigen werde, wie man sich zur Lösung einer solchen Aufgabe sein Personal schafft: und hieran müssen meine Freunde glauben.

* * *

An Dexter Smitte. 1874.

... Überzeugt, daß in den vorhandenen Theatern Deutschlands, in denen alle Gattungen italienischer, französischer

und deutscher Opern ohne Unterschied und allabendlich gegeben werden, für jetzt wenigstens die Herstellung eines Stils und einer dramatischen Kunst eine Unmöglichkeit ist, hatte ich es unternommen, ein Theater zu errichten, in welchem jedes Jahr Sänger und Musiker dem Publikum des gesamten Deutschland, welches dorthin direkt zu diesem Zweck kommen würde, Vorstellungen bieten sollten, welche, hinsichtlich der Vollendung und Ausführung betrachtet, eine Vorstellung davon erwecken möchten, wessen die deutsche Kunst fähig ist ... Diese Idee habe ich seit etwa 20 Jahren mit mir herumgetragen, und sie ist es, welche mir die „Nibelungen"-Trilogie eingab, deren Aufführung auf einer gewöhnlichen Bühne eine Absurdität wäre ... Nachdem ich den deutschen Theatern fünf Werke geschrieben hatte, welche sich stets des größten Zuspruches seitens des Publikums erfreuten, glaubte ich denn doch einiges Gehör zu finden. Meine Absicht war, dem Publikum unentgeltliche Vorstellungen zu bieten, einzig und allein gestützt auf die Beiträge einzelner. Doch ich fand in Deutschland jenes Tausend freigebiger und patriotischer Personen nicht. Ja weit schlimmer, selbst die ganze Presse wendete meiner Idee den Rücken, nahm gegen mich Stellung ...

* * *

An Franz Betz. 1877.

Der Eindruck unsrer Leistungen ist ein ungeheurer und tiefer gewesen; davon konnte ich mich gerade auch in Italien überzeugen, wohin einzelne der Zuhörer versprengt waren, welche dort im allgemeinen, gerade auch unter Italienern, eine unerhörte Meinung über uns verbreitet hatten.

* * *

An Angelo Neumann. 1881.

Zwanzig Jahre meines Lebens habe ich darangesetzt, um Bayreuth zu gründen, weil ich eben damit eine weittragende Idee im Auge habe. Ein „Wagner-Theater" in Berlin? Nichts

wäre mir leichter geworden; man bot mir vor 9 Jahren die Mittel dazu. Was ich für die Welt zur Geburt bringen wollte, war nicht dort möglich. Was ich dagegen hier in der Abgeschiedenheit, wohin man zu mir kommen mußte, schuf, konnte, wenn es rein zutage gefördert, endlich weitergetragen werden.

* * *

An Friedrich Schön. 1882.

Sie wissen, in welcher Weise ich die dem Publikum zu bietenden häufigeren Aufführungen des „Parsifal" zum Zwecke der Befestigung des meinen Werken nötigen Stiles des Vortrages und der Darstellung verwenden will, indem ich allen mir bekannt werdenden vorzüglicheren Talenten die Gelegenheit gebe, unter meiner Anleitung an den Bühnenfestspielen abwechselnd sich zu beteiligen.

* * *

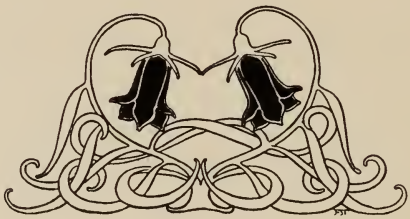
An Friedrich Schön. 1882.

Da wir nun jetzt durch die Not der letzten Erfahrungen wieder dahin gedrängt worden, die Fortdauer der Bühnenfestspiele durch Überlassung des Zuschauerraumes an das reichlich zahlende Publikum zu versuchen, und werden demnach, wenn auch kein Kamel durch ein Nadelöhr und kein Reicher durch das Himmelstor geht, doch vorzüglich nur Reiche in unser Theater eingelassen werden müssen, so stellt es sich mir nun als die erste und allerwichtigste Aufgabe für ein neuzubildendes Patronat dar, die Mittel zu beschaffen, um gänzlich freien Zutritt, ja nötigenfalls die Kosten der Reise und des fremden Aufenthaltes solchen zu gewähren, denen mit der Dürftigkeit das Los der meisten und oft tüchtigsten unter Germaniens Söhnen zugefallen ist.

* * *

An Friedrich Feustel. 1882.

Überblicke ich im ganzen das Verhalten der Mitwelt zu mir seit den letzten zehn Jahren, so gestehe ich, daß die Wagschale meines Dankgefühles fast einzig und voll auf die Seite meiner damals mir gewonnenen Freunde fällt und hiermit der Name Bayreuth mir das Liebste nennt, was mir neben meiner Familie zuteil geworden ist.



ASSOCIATION
WAGNÉRIENNE
DE BELGIQUE

Verlag von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart

In den **„Büchern der Weisheit und Schönheit"** erschienen ferner:

Beethovens Briefe

Auswahl und Einleitung von Dr. Karl Storck

▽▽▽▽▽

Mozarts Briefe

Auswahl und Einleitung von Dr. Karl Storck

▽▽▽▽▽

Schumanns Briefe

Auswahl und Einleitung von Dr. Karl Storck

▽▽▽▽▽

E. T. A. Hoffmanns musikalische Schriften

Auswahl und Einleitung von Dr. E. Istel

▽▽▽▽▽

Jeder Band gebunden **2** Mark **50** Pfennig

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Verlag von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart

Bücher der Weisheit und Schönheit

herausgegeben von

Jeannot Emil Freiherrn von Grotthuß

Jeder Band geb. 2 Mk. 50 Pfg., 12 Bände nach freier Wahl 25 Mk.

Bisher erschienen:

Abraham a Santa Clara. Von Rich. Zoozmann — **K. E. v. Baer.** Von Prof. Dr. R. Stölzle — **Beethovens Briefe.** Von Dr. Karl Storck — **Dante.** Von Rich. Zoozmann — **Darwin.** Von Paul Seeliger — **Karl v. Fircks.** Von J. E. Freiherrn v. Grotthuß — **Friedrich der Große.** Von F. Lienhard. — **Gobineau.** Von Dr. Fritz Friedrich — **Bog. Goltz.** Von F. Lienhard — **Gorki.** Von Aug. Scholz — **Was sagt Goethe?** Von Prof. Dr. Th. Achelis — **Brüder Grimm.** Von Prof. Dr. Max Koch — **Die Heilige Schrift.** Von Erwin Gros — **E. T. A. Hoffmanns musikalische Schriften.** Von Dr. Edgar Istel. — **Humboldts Kosmos.** Von Paul Schettler — **Was sagt Jesus?** Von Erwin Gros — **Kants Ethik.** Von Prof. Dr. August Messer — **Kants Kritik der reinen Vernunft.** Von Prof. Dr. August Messer — **Lucian.** Von J. E. Frh. v. Grotthuß (2 Bände) — **Mären und Satiren aus dem Lateinischen.** Von Dr. M. Manitius — **Massingers Herzog von Mailand.** Von Prof. Dr. Herm. Conrad — **Montaigne.** Von Dr. Erich Meyer — **Montesquieu.** Von Dr. Erich Meyer — **Mozarts Briefe.** Von Dr. Karl Storck — **Pestalozzi.** Von Prof. Dr. Ludwig Gurlitt — **Plato.** Von Prof. Dr. G. Schneider — **Hans Sachs.** Von Rich. Zoozmann — **Schillers Geschichte des Abfalls der Niederlande.** Von J. E. Freiherrn v. Grotthuß — **Schillers Geschichte des 30jährigen Krieges.** Von J. E. Frh. von Grotthuß — **Schopenhauer.** Von Dr. Otto Siebert — **Schumanns Briefe.** Von Dr. Karl Storck. — **Johannes Trojan.** Von Erich Kloss. — **Walther von der Vogelweide.** Von Rich. Zoozmann.

Jedes Jahr erscheinen weitere Bände.

Verlag von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart

Was sagt Goethe?

Ein Goethe-Brevier

von Prof. Dr. Th. Achelis

(Bücher der Weisheit und Schönheit) • Gebd. Mk. 2.50

Inhalt: Einleitung: I. Kapitel. Religion: Frömmigkeit, der Zug nach der Höhe — Gotteserkenntnis und Gottesverehrung — Stellung zum Christentum und zur Kirche. II. Kapitel. Ethik: Grundlegende Begriffe: Wirken, Tun — Der Begriff der Persönlichkeit — Ideale der sittlichen Entwicklung. III. Kapitel. Lebensführung und Erziehung: Menschenkenntnis und -beurteilung — Lebenswandel (Berufsarbeit, Freundschaft, Liebe, Ehe) — Erziehung. IV. Kapitel. Kunst: Künstlerische Produktion — Die Aufgabe der Kunst — Verhältnis der Kunst zur Natur und Geschichte — Mittel der Dichtkunst (Phantasie, Technik, Gleichnisse usw.) — Bildende Kunst. V. Kapitel. Philosophie: Allgemeine Richtung des Goethischen Denkens — Hauptbegriffe der Goethischen Weltanschauung. VI. Kapitel. Naturforschung: Allgemeine Gesichtspunkte — Methoden der Naturforschung — Die Idee der Metamorphose. VII. Kapitel. Staatskunst: Goethes Umgang mit den Menschen — Goethes amtliche Tätigkeit — Goethes politische Ansichten — Der Staatssozialismus Goethes. Schluß. Register.

... In sorgsamer Gliederung gruppiert der Herausgeber mit umfassender Kenntnis der gesamten in Betracht kommenden Literatur die Aeußerungen Goethes über die Hauptfragen des Daseins zu anschaulichen, abgerundeten Kapiteln und Unterabteilungen ... das Buch ... **erweist sich als trefflicher Führer, nicht nur in das Innere von Goethes Welt, sondern auch ins Leben hinaus ...** Georg Witkowski im Literar. Echo vom 1. Aug. 1906

Verlag von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart

Vom Herausgeber der „Bücher der Weisheit und Schönheit"

Jeannot Emil Frhrn. v. Grotthuß

erschienen folgende Werke:

Der Segen der Sünde

Geschichte eines Menschen

11.—13. Tausend. **2** Mark, gebunden **3** Mark

oooooooo

Die Halben

Ein Roman aus unserer Zeit

3.—4. Tausend. **4** Mark, gebunden **5** Mark

oooooooo

Gottsuchers Wanderlieder

Dichtungen

2. Tausend. **4** Mark, gebunden **5** Mark

oooooooo

Probleme und Charakterköpfe

Studien zur Literatur unserer Zeit

11.—12. Tausend. **5** Mark **50** Pfennig, gebunden **7** Mark, in Halbfranz **8** Mark

oooooooo

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

F. Lienhards Schriften:

Prosa:

Thüringer Tagebuch. Mit Buchschmuck von E. Liebermann. 3 Mk. geb. 4 Mk.

Wasgaufahrten. Ein Zeitbuch. 2 Mk., geb. 3 Mk.

Die Vorherrschaft Berlins. Literarische Anregungen. 75 Pfg. geb. 1.50 Mk.

Oberflächen-Kultur. 1 Mk.

Helden. Bilder und Gestalten. 3 Mk., geb. 4 Mk.

Neue Ideale. Gesammelte Aufsätze. 4 Mk., geb. 5 Mk.

Lyrik:

Gedichte. Mit Buchschmuck von Herm. Hirzel. 3 Mk., geb. 4 Mk.

Die Schildbürger. Eine Frühlingsdichtung. Mit Buchschmuck von Herm. Hirzel. Geb. 3 Mk.

Dramen:

Wieland der Schmied. Dramatische Dichtung. 2 Mk., geb. 3 Mk.

Wartburg. Dramatische Dichtung in 3 Teilen. I. Heinrich von Ofterdingen. II. Die heilige Elisabeth. III. Luther. Jeder Teil 2 Mk., geb. 3 Mk.; alle 3 Teile zusammen 5 Mk., geb. 6 Mk.

Ahasver. Tragödie. 1.50 Mk., geb. 2.50 Mk.

Till Eulenspiegel. Narrenspiel in 3 Teilen. 2.50 Mk., geb. 3.50 Mk.

Gottfried von Straßburg. Dramatische Dichtung in 5 Aufzügen. 2 Mk., geb. 3 Mk.

Odilia. Legende in 3 Aufzügen. 2 Mk., geb. 3 Mk.

König Arthur. Trauerspiel in 5 Aufzügen. 2 Mk., geb. 3 Mk.

Münchhausen. Komödie in 3 Aufzügen. 2 Mk., geb. 3 Mk.

Verlag von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart

Frauenbilder

aus der neueren deutschen Literatur-Geschichte

von **Otto Berdrow**

Mit 11 Porträts in Lichtdruck. 2. Aufl. **6** Mk., geb. **7** Mk.

Inhalt: Eva Lessing — Ernestine Voß — Lotte Schiller — Susanna v. Klettenberg — Bettina v. Arnim — Minchen Herzlieb — Charlotte Diede — Emma Uhland — Kathi Fröhlich — Charlotte Stieglitz — Henriette v. Paalzow — Therese Niembsch — Sophie Löwenthal — Marie Behrends.

„. . . Überall spürt man die gewissenhafte, das Gegebene mit Umsicht verwertende Hand. Was uns aber veranlaßt, die Frauenbilder an dieser Stelle empfehlend zu besprechen, ist, daß ich so sage, ihr Familienwert. Für alle — Alte und Junge —, denen die hier so schön erzählten Frauenschicksale noch fremd sein sollten, gibt es kein besseres Auskunftsmittel als Berdrows Buch, dessen wirklich vornehme Ausstattung mit den feinen Bildern es zu einem schönen Geschenk macht . . ." Die Christliche Welt

Rahel Varnhagen

Ein Lebens- und Zeitbild

von **Otto Berdrow**

Mit 12 Bildnissen. 2. Auflage. gr. 8°. XI. 452 Seiten

7 Mk., gebunden in Halbfranz **9** Mk.

Das uns vorliegende Buch, ein literarisch hochinteressantes Buch, ist nicht nur die Schilderung eines bedeutenden Frauencharakters und Frauenlebens, sondern viel mehr noch eine lebendige Zeitschilderung, *eines jener Bücher, das uns den Pulsschlag der Geschichte fühlen läßt* . . . Alexander von Humboldt, der Philosoph Hegel, der Historiker Ranke, Friedrich Gentz, die Poeten der jüngeren Romantik, Chamisso, Fouqué und Arnim, die Dichter des jungen Deutschland, der originelle Fürst Pückler-Muskau, alle diese Namen geben einen ungefähren Begriff von der Zusammensetzung des Varnhagenschen Gesellschaftskreises. Um diese Korona scharte sich eine buntgemischte Gesellschaft. Vielen der hier genannten Persönlichkeiten widmet der Verfasser in seinem Buche einen gesonderten Abschnitt . . . Das vorzüglich ausgestattete Werk erhält noch einen besonderen Schmuck durch zwölf treffliche Reproduktionen der Porträts von Rahel selbst und der bedeutendsten Persönlichkeiten ihres Kreises.

Schlesische Zeitung

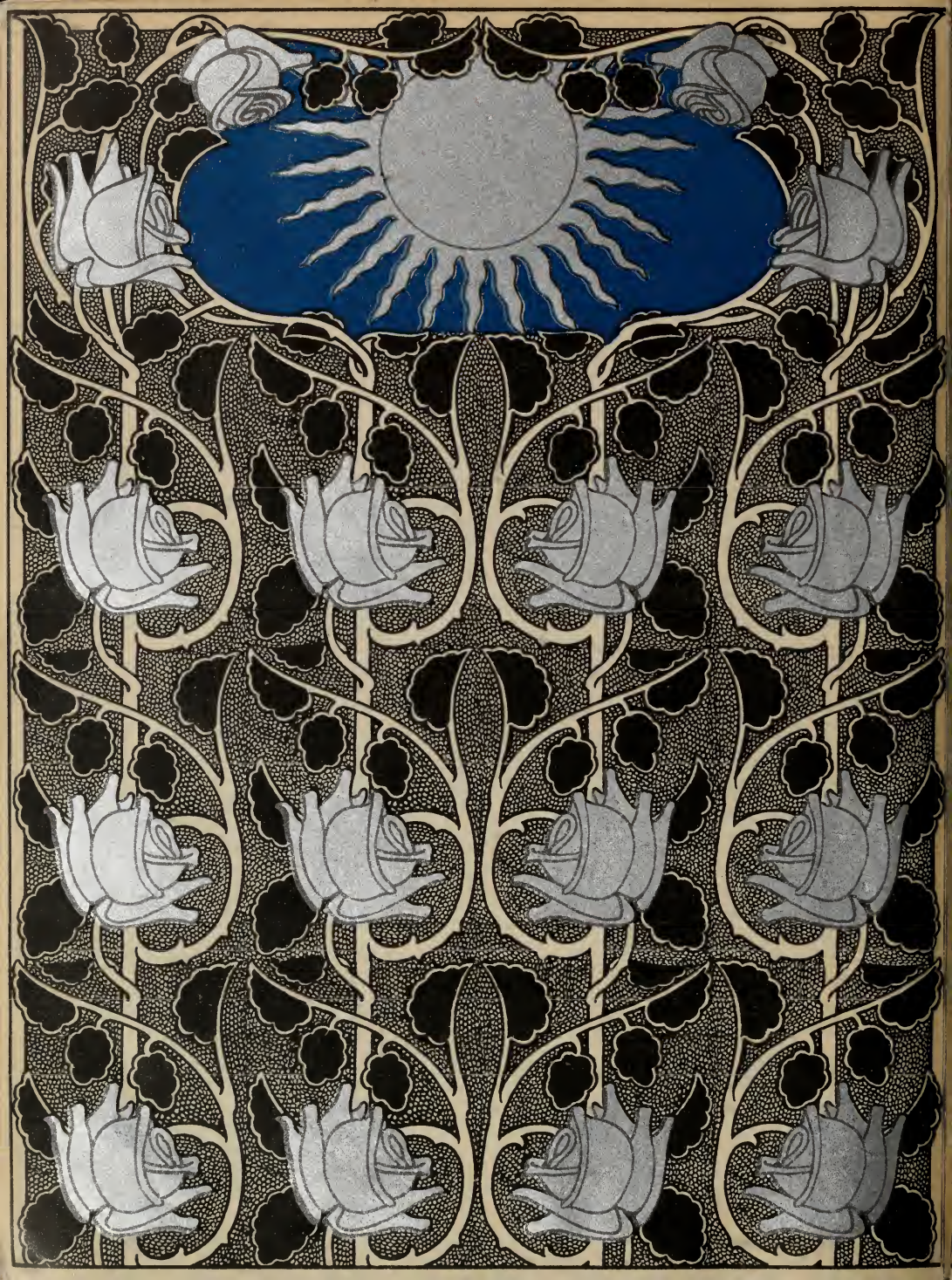
Preis vierteljährlich 4 Mk. Zu beziehen durch jede Buchhandlung und Postanstalt, auf Wunsch auch vom Verlag Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

Es dürfte hier am Platze sein, denjenigen, welche **nach des Tages Arbeit eine Lektüre** suchen, die ihren Gedanken einen höheren Schwung gibt und in die brennendsten Fragen des modernen Denkens einführt, einen Hinweis zu geben auf die bei Greiner & Pfeiffer erscheinende Monatsschrift: „Der Türmer", herausgegeben von Freiherrn von Grotthuss, dem bekannten Verfasser des „Segens der Sünde" und der „Probleme und Charakterköpfe". **Für Gemüt und Geist** will der Türmer seine Kräfte bewegen. Deshalb zieht er auf der einen Seite die höchsten geistigen Probleme in seine Arbeit hinein: **die bedeutendsten naturwissenschaftlichen wie philosophischen Fragen** finden hier ihre Erörterung, aber nicht in der Art wissenschaftlicher Abhandlungen, sondern **in frischer, farbenschwellender, pulsierender Sprache.** Besonders aber will der Türmer **dem Gemüt sein Recht** widerfahren lassen in dieser Zeit des reflektierenden und sezierenden Verstandes. Deshalb tritt er ein für die Ideale des deutschen Gemüts. „Zum Sehen geboren", fühlt sich der Türmer berufen, **die neuesten Erscheinungen auf dem Gebiet der Kunst, der Malerei und Skulptur, der Musik und Literatur,** darzustellen und zu beurteilen. Auch über bedeutende Ereignisse und Merkwürdigkeiten wird ein — wir dürfen es von Herzen sagen — **wahrheitsgewaltiges, schneidig-unerschrockenes, und doch von Patriotismus glühendes Urteil** gesprochen. Vor allem aber fühlt sich der Türmer „zum Schauen bestellt". Er hebt das Auge aus der Erscheinungen Flucht zum Glanz der ewigen Gestirne; sein Hornruf ist nicht bloss ein Wächterstoss, sondern ein Weiheklang wie aus der Ewigkeit! **Es ist eine gewaltige, zukunftsbedeutsame Mission, welche der Türmer angetreten hat:** er unternimmt es, in dieser Zeit des Goldglaubens und der Mammonsreligion dem zerfahrenen Geschlecht von heute **einen Weckruf ins Ohr zu schmettern,** und zu zeigen, dass der alte Moloch des Materialismus so gar hohl sei und auf tönernen Füssen stehe. — **Wir für unser Teil müssen bekennen, dass die Lektüre des Türmers uns unentbehrlich wie das tägliche Brot geworden ist.** (Ev. Kirchen-Blatt f. d. N.-L.)

In ähnlichem Sinne haben sich zahlreiche angesehene Blätter des In- und Auslandes geäussert.

ASSOCIATION
WAGNÉRIENNE
DE BELGIQUE

326



BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
3 1197 22180 5713